

3. Ökonomisierung aus praxis- und organisationstheoretischer Perspektive

»Den *accounts* der Ethnomethodologie – methodische Praktiken der Aufweisung von Sinn im Sprechen und Handeln – korrespondiert das *Accounting* der Betriebswirtschaftslehre, in dem der aufgewiesene Sinn in Soll und Haben und in Ketten der Verursachung von Outputs durch Inputs terminiert.« (Ortmann 2007: 7, Hervorhebungen im Original)

»Offensichtlich kann jede Organisation einer ökonomischen Betrachtung unterzogen werden, ohne dass die institutionellen oder gemeinschaftlichen Momente deswegen vernachlässigt werden müssen.« (Priddat 2013: 418)

Nachdem ein erster Überblick über das Diskursfeld der Ökonomisierung und die Prämissen, welche Ökonomisierungsvorgänge anleiten, gegeben wurde, wird der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung nun stärker metatheoretisch konturiert. Dafür wird auf praxis- sowie organisationssoziologische Theoriebausteine zurückgegriffen, die bei der Lösung des theoretischen Problems helfen sollen, das sich aus der soeben vollzogenen Betrachtung von Ökonomisierung als Verhältnis von Autonomie und Kalkulation ergibt. Wie gezeigt wurde, ist dieses Problem bereits in Webers Rationalisierungsthese virulent, nach der Rationalisierung einerseits als Individualisierung und damit Selbstbestimmung der Lebensführung, andererseits aber auch als Disziplinierung des Lebens durch Bürokratien verstanden wird, die als »stahlharte Gehäuse der Hörigkeit« jeder freien Entfaltung durch *personenunabhängige Regelsetzung* widersprechen (vgl. Kieser 2006a: 77). Webers Bürokratietheorie läuft dabei Gefahr, die Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit bürokrati-

tischer Organisationen durch einen analytischen Fokus auf Aspekte der Formalstruktur idealistisch zu überzeichnen bzw. zu verkürzen.

Die Annahme einer einseitigen *Befolgung* formaler Regeln spiegelt nur einen Teil typischer Organisationsrealitäten wider. Ein wesentlicher Teil derselben formiert sich auch in informellen Zusammenhängen und zieht die Aufmerksamkeit auf Fragen der *praktischen Regelanwendung*. Dies war Weber (1980: 128 [1922]) durchaus bewusst: »Stets ist die Frage, wer *beherrscht* den bestehenden bürokratischen Apparat?« Er verweist damit auf das Beamtentum, das sich als soziale Gruppe infolge seines Expertenwissens in einer privilegierten Position befindet und in der Lage ist, das bürokratische Setting nach den eigenen Partikularinteressen zu formen. Weber kann dies zwar adressieren, aber aus zweierlei Gründen nicht angemessen theoretisch reflektieren: Erstens, weil er sich dem methodologischen Individualismus verschrieben hat, der soziale Phänomene einseitig und letztgültig an den subjektiv gemeinten Sinn des Einzelnen rückbindet. Zweitens, weil seine Forschungslogik auf Idealtypen abstellt, die sich auf eine formale Definition sozialer Entitäten beschränken muss (vgl. für eine praxistheoretische Kritik Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991; Bourdieu/Wacquant 1996). Um über diese beiden Defizite hinwegzugehen, widmet sich das nachfolgende Kapitel dem »Practice Turn«. Mit Hilfe eines praxistheoretischen Instrumentariums wird das Ziel verfolgt, eine differenziertere Konzeption des Sozialen insgesamt zu erlangen und praxistheoretische Beschreibungen von Organisationen und Ökonomisierungsvorgängen zu entwickeln.

3.1 »Practice Turn« in den Sozial- und Kulturwissenschaften

»Wenn man vor der Welt, wie sie ist, fliehen will, kann man Musiker werden, Philosoph, Mathematiker. Aber wie flieht man vor ihr, wenn man Soziologe ist? Es gibt Leute, die das schaffen. Man braucht nur mathematische Formeln zu schreiben, Spieltheorieübungen oder Computer-simulationen durchzuexerzieren. Wenn man wirklich die Welt wenigstens ein bisschen so sehen und so über sie reden will, wie sie ist, dann muss man akzeptieren, dass man sich immer im Komplizierten, Unklaren, Unreinen, Unscharfen usw. und also im Widerspruch zu den gewöhnlichen Vorstellungen von strenger Wissenschaftlichkeit befindet.« (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991: 282f.)

Im folgenden Abschnitt wird der »Practice Turn« (vgl. Schatzki/Knorr-Cetina/von Savigny 2001) in den Sozial- und Kulturwissenschaften vorgestellt. Praxistheorien¹ stellen ein Forschungsprogramm dar, das sich um die Lösung eines lange ausgeprägten Disputs in den Sozial- und Kulturwissenschaften bemüht. Es geht bei der Kontroverse um ein angemessenes sozialtheoretisches Verständnis des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, bei der sich Vertreter individualistischer auf der einen Seite und Vertreter kollektivistischer Ansätze auf der anderen Seite gegenüberstehen. Im Kern steht die Systematisierung des Sozialen zur Disposition, die sich für gewöhnlich in Form einer Mikro-Makro-Dichotomie darstellt, einer Trennung in zwei grundverschiedene Elemente. Dahinter verbergen sich allerdings

1 Es wird im Folgenden immer von Praxistheorien im Plural gesprochen, da das Feld keiner einheitlichen Theorievorlage folgt, sondern recht unterschiedliche Impulse aufgreift und auf verschiedene Themengebiete verteilt ist. Pierre Bourdieus Entwurf einer Theorie der Praxis (1979) und Anthony Giddens' Theorie der Strukturation (1984) können hierbei als Ausnahmen gelten, da sie zwei systematische Entwürfe einer Praxistheorie vorgelegt haben. Mit eingeschlossen sind Ansätze, die »Praxeologie« (z.B. Bohnsack 2007, hierzu mehr unter 5.) und »Theorien sozialer Praktiken« genannt werden. Siehe für eine Übersicht Hillebrandt (2014); Nicolini (2012); Reckwitz (2003); Schäfer (2016); Schatzki/Knorr-Cetina/von Savigny (2001); Turner (1994).

nur noch grundlegendere Dichotomien, wie die von »actor/system, social/material, body/mind, theory/action« (Nicolini 2012:2). Praxistheorien nehmen hierbei eine vermittelnde Rolle ein, da sie davon ausgehen, dass »both social order and individuality [...] result from practices« (Schatzki 1996: 13).

In aller Kürze rapportiert (vgl. Reckwitz 2003: 282-301) setzt der *methodologische Individualismus* zur Erläuterung der Frage, wie das Soziale zu erklären ist, beim Individuum an. Soziale Phänomene (z.B. Eheverträge oder Marktpreise) werden als Ergebnis individuellen Verhaltens aufgefasst, der Mensch als frei entscheidender Akteur mit eigenen Interessen, (stabilen) Präferenzen und Wahlmöglichkeiten konzipiert. Der methodologische Individualismus geht auf Max Webers Entwurf sozialen Handelns zurück, »welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.« (Weber 1980: 1, [1922]) Daraus ergibt sich eine Definition des Fachs Soziologie als Wissenschaft, die »soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will« (ebd.). Wie weiter oben bereits dargelegt wurde (vgl. 2.2.2), ist für Weber die Zweckrationalität individuellen Handelns von herausgehobener Bedeutung für die moderne Gesellschaft. In dieser Hinsicht steht er mit seiner Methode Pate für das Menschenbild des »homo oeconomicus« und hat eine breite Rezeption in der deduktionslogischen Rational-Choice Theorie (vgl. Coleman 1991; Esser 1993) erfahren. Ein weiterer handlungstheoretischer, stärker kollektivistisch orientierter Strang, der sich vom allzu eng umrissenen ökonomischen Menschen distanziert, ist die Rollentheorie, wie sie im Menschenbild des »homo sociologicus« zum Ausdruck kommt und von Ralf Dahrendorf (2006 [1958]) mit Bezug auf Durkheim und Parsons entwickelt wurde. Entscheidend für Vergesellschaftungsprozesse sind in diesem Entwurf weniger die individuellen, zweckrationalen Wahlentscheidungen der Menschen, sondern die Existenz vielfältiger sozialer Regeln bzw. Institutionen, denen sich Akteur*innen mittels Rollen annehmen. Der Blick richtet sich vor allem auf die »Etablierung normativer sozialer Erwartungen« (Reckwitz 2003: 287), die sich als Referenzen in den Handlungen der Akteur*innen verankern² und hierüber Handlungskoordination trotz divergierender Interessen und damit letztlich gesellschaftliche Ordnung gesichert wird.

Kollektivistische Theorien auf der anderen Seite versuchen das Soziale in abstrakten, formalen Kategorien zu fassen und zeichnen sich durch ein Desinteresse an der Kategorie des (subjektiven) Sinns für Vergesellschaftungsprozesse aus. Georg Simmels relationale Soziologie des »Dritten« etwa entwirft – analog zu seinen bereits dargestellten Beschreibungen der Ökonomie, (siehe 2.2.3) – das Soziale als

2 Etwa in Parsons Modell des »unit act« (1937), das als Komplex aus handelnder Person, den Handlungszielen sowie Handlungssituationen und wirksamer wertbasierter Orientierungen konzipiert ist.

abhängig von quantitativen Größenverhältnissen. In seinen »Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung« verlegt er sich auf die Ansicht, eine soziale Gruppe werde ihrem Inhalt nach stets von »einer bestimmten numerischen Ausdehnung« (Simmel 1908: 32) bedingt und nicht etwa durch den Sinn, welchen einzelne Gruppenmitglieder durch Interaktionen ihrem Zusammenkommen beimesse. Eine andere klassische Position vertritt Karl Marx. Sein historischer Materialismus leitet das individuelle Bewusstsein aus dem gesellschaftlichen Sein ab, wie es sich im dialektischen Verhältnis der Produktivkräfte Kapital und Arbeit und Prozessen der Kapitalakkumulation im Zeitverlauf materialisiert. Für kollektivistische Theorien ist das Soziale nicht auf Eigenschaften und Handlungen von Individuen reduzierbar, sondern stets als von den Individuen unabhängiges Phänomen der *Emergenz* zu verstehen und somit auf einer höheren Ordnungsebene im Sinne sozialer Tatsachen (Durkheim 1976 [1895]), kapitalistischer Produktionsverhältnisse (Marx 1971 [1859]) oder sozialer Systeme (Parsons 1991 [1951], Luhmann 1987) zu verorten.

Praxistheorien wiederum hintergehen diese Dichotomie und arbeiten an der Schnittstelle von Struktur und Akteur. Dabei arbeiten sie mit ganz unterschiedlichen philosophischen Bezügen, finden ihren Ausgang in der späten Sprachphilosophie von Wittgenstein, phänomenologischen Ansätzen (Nietzsche und Heidegger) und im Dialektischen Materialismus von Marx (vgl. Nicolini 2012: 29-44). Sie sind mit Reckwitz (2003: 288f.; vgl. auch ders. 2000) als spezifische »Kulturtheorien« zu verstehen, die aus den getrennt voneinander entstandenen Cultural Studies und Science Studies zwischen den späten 1960er bis in die 1980er Jahre hervorgegangen sind (vgl. auch Hillebrandt 2014: 15f.). Allgemein gesprochen beantworten Kulturtheorien die Frage nach der Bestimmung des Sozialen über einen Rekurs auf die alltäglichen, zunächst selbstverständlich erscheinenden Aktivitäten und Alltagsgewissheiten, die bei genauerer Betrachtung in Zusammenhang mit einer kollektiv geteilten Kultur im Sinne »symbolisch-sinnhafter Regeln« (Reckwitz 2003: 288) stehen. Auf deren Grundlage gelingt es Menschen, sich ihre Umwelt sinnhaft zu erschließen, Dingen Bedeutung beizumessen und die Welt als geordnetes Ganzes zu erleben und zu verstehen. Als »paradigmatischer Fall« kann »die Semantik der Sprache« (ebd.) gelten, aber auch Symbole (\$ oder \$), Rituale wie das Händeschütteln und spezifische kulturelle Codes (z.B. das Tragen einer bestimmten Modemarke als Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe) sind an der Konstruktion symbolischer Ordnungen und gesellschaftlicher Wirklichkeit beteiligt, die mittels Kulturtheorien untersucht werden (siehe grundlegend Berger/Luckmann 1969).

Innerhalb des kulturalistischen Paradigmas lassen sich unterschiedliche Spielarten benennen, die Reckwitz (2003: 288ff.) als »Mentalismus«, »Textualismus« und »Theorie sozialer Praktiken« bezeichnet. Mentalistische Kulturtheorien fassen derlei symbolische Ordnungen als ideelle Gebilde auf, die im geistig-mental Apparat

der Menschen zu Weltbildern und Ideologien verfangen³, als unbewusste Kräfte oder intentionale Bewusstseinsakte des Einzelnen fortleben und Sinngehalte generieren. Textualistische Ansätze situieren die symbolischen Ordnungen in Texten, die in Diskursen sowie auf Ebene kommunikativer Vollzüge verortet werden. Wie Reckwitz plastisch beschreibt, ist für ersteren Strang »Kultur im ›Innern‹ des Mentalen verborgen« während für den Textualismus die Kultur »genau umgekehrt im Außen der Diskurse, der Texte, der Symbole, der kommunikativen Sequenzen« (ebd.) aufzuspüren ist. Die letzte, hier im Besonderen interessierende Variante der »Theorie sozialer Praktiken« weicht von den beiden erstgenannten Varianten insofern ab, als dass sie deren »›Intellectualisierung‹ des sozialen Lebens« (ebd.: 289) nicht teilt. Damit ist gemeint, dass für die Theorie sozialer Praktiken Kultur nicht als ein objektiv erfassbares und katalogisierbares Wissen zu verstehen ist. Es ist nicht statisch und repräsentational auf ein *Was* – ein »geistiges ›knowing that‹« (ebd.) gerichtet – und insofern nicht als formales, kognitiv verfügbares oder kommunikativ codierbares Wissen einseitig fassbar.

Kultur wird vielmehr in informellen und somit »atheoretischen« (Mannheim 1980) Wissensbeständen verortet, denen eine »implizite Logik der Praxis« (Reckwitz 2003: 291) unterliegt. Diese Logik stellt auf Prozesse ab, in denen sich ein *Fertigkeits- und Verfertigungswissen* zeigt. Es ist in erster Linie an einem *Wie* (»know-how«, ebd.) orientiert. Kultur ist in einer solchen Lesart ein Wissen darüber, wie die Welt und ihre Dinge gemacht werden und gemacht sind. Praxistheorien sind stark *empiristisch* ausgerichtet, indem sie am Nexus der direkten, situations- und prozessbezogenen Kategorie der *Erfahrung* ansetzen. Das über Erfahrungen erzielte implizite Wissen ist immer schon als Antwort auf ein situatives »Bezugsproblem« (Bohnsack 2007) zu begreifen, welches den Akteur*innen einen »praktischen Sinn« (Bourdieu 1987) abverlangt. Über den Aufbau von Verhaltens- und Sprechroutinen konstituiert sich ein »modus operandi« (ders.), der sich in den »Körper der handelnden Subjekte ›inkorporiert‹« (Reckwitz 2003: 289), also fest einschreibt. Menschlichen Körpern kommt in praxistheoretischen Ansätzen im Gegensatz zu anderen Sozialtheorien eine besondere Rolle zu: Sie wirken einerseits »nach innen« (ebd.: 290) als Ankerpunkt und Mobilisationsinstanz eines auf die Ausführung von routinemäßigen Körperbewegungen gerichteten, in der Regel nicht explizierbaren Wissens, das die Menschen befähigt, aktiv zu sein und »Dinge zu tun«. Dies trifft auf so unterschiedliche Aktivitäten zu, wie Treppen steigen, eine Vorhand im Tennis schwingen oder die Naht in einer chirurgischen OP ziehen. »Nach außen«

3 Vgl. etwa die phänomenologische Soziologie von Alfred Schütz (1974) sowie Webers Kulturbegriff, der Kultur als »ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens« (1985: 179, [1904]) definiert, zu der die Sozialwissenschaften nur methodischen Zutritt erlangen könnten, wenn sie die »Wertideen« des einzelnen »Kulturmenschen« untersuchten.

(ebd.) werden Körper andererseits als soziale Praktiken lesbar, da sie gemeinsam mit »materialen Artefakten« (ebd.), also relativ festen physischen Objekten, etwas tun, das sich als performativer Akt, als Leistung (»skillful performance«) beobachten lässt. Bezogen auf die Nahtführung im Rahmen einer chirurgischen OP lässt sich leicht besehen, dass hierfür ein gewisses händisches Geschick im Umgang mit dem Nahtmaterial und dem Körper der Patient*innen nötig ist, dass durch die Ausübung dieser Praxis sichtbar wird. Insofern ist Materialität (in Form von Körpern und Artefakten) aus Sicht der »Theorie sozialer Praktiken« unmittelbar am Prozess des Sozialen beteiligt und erweist sich den Handelnden als manifeste Qualität und soziales Regulativ zugleich, die eine »zumindest relative Reproduzierbarkeit und Repetitivität von Handlungen über zeitliche Grenzen und über räumliche Grenzen hinweg« (ebd.) sicherstellt. Menschen werden in Abhängigkeit von materialen Bedingungen jedoch nicht zu *Automaten* gemacht, die nur durch die Aufrechterhaltung eingeschliffener Handlungsvollzüge in Erscheinung treten und insofern strukturalistisch determiniert sind. Vielmehr lassen Praxistheorien und dafür sensibilisierte empirische Forschungen mechanistische Annahmen hinter sich und interessieren sich demgegenüber für soziale Ordnung als das Verhältnis von »Regelmäßigkeit und Regelmäßigkeit« (Mensching 2017: 62f., siehe weiter unten 5.3) also für das Verhältnis, das eine institutionalisierte soziale Regel bzw. gesellschaftliche Norm zu ihrer praktischen Anwendung pflegt.

Als radikaler Vorläufer einer praxissoziologischen Perspektive kann die Ethnomethodologie (vgl. Garfinkel 1967/1984) gelten, die eine vorgängige Existenz gesellschaftlicher Normen zugunsten stets nur situativ gültiger »Basisregeln«, die in alltäglichen Praktiken immer wieder neu verhandelt und hervorgebracht werden, bestreitet. Diese konstitutive Trennung läuft darauf hinaus, neben den Routinevollzügen auch immer von einer »Unberechenbarkeit der Praktiken« (Reckwitz: 2003: 294) und einer »Instabilität der Praxis (Schäfer 2013) auszugehen. Es kommt aus Sicht der Praxisforschung also weder darauf an, nach den Arten der Determination des Sozialen durch objektiv gültige Regeln zu fragen, noch alle sozialen Phänomene aus den subjektiv konstruierten Sinngehalten und Interaktionen abzuleiten. Der Blick wird vielmehr auf routinehafte Praktiken gelegt, die als *ereignishaft*e Artikulationen eines praktischen Wissens fortwährend Modulationen produzieren und insofern komplex und unberechenbar bleiben (zum grundlegenden Verhältnis von »Differenz und Wiederholung« in dieser Lesart, vgl. Deleuze 1992). In der Praxisforschung tritt daher zur häufig verfolgten Frage, wie spezifische Praktiken verstanden und in ihre Einzelteile dekomponiert werden können, hinzu, den Prozessen nachzugehen, in denen Praktiken wirksam werden. Hildebrandt definiert in diesem Sinne »regelmäßige Verkettungen von Praktiken« (Hildebrandt 2014: 59) als Praxisformationen. Die Praxisforschung hat es dabei auf die Rekonstruktion eines »Bündel von Aktivitäten« (Reckwitz 2003: 289) abgesehen. Die genannten Inhalte der anderen Kulturtheorien können hier auch beinhaltet sein, sie gehen jedoch

als aktive Vollzugskräfte in einer praxistheoretischen Lesart auf, die zuvorderst auf die »wissensbasierte Tätigkeit« (ebd.: 292, Hervorhebung im Original) sozialer Praxis abstellt. Damit ist impliziert, dass Routinen nicht selten in Spannungsverhältnissen stehen, mit anderen Regeln und Logiken konfliktieren und scheitern können und gegebenenfalls modifiziert oder gar aufgegeben werden müssen. Pierre Bourdieu, der im kommenden Abschnitt ausführlich diskutiert wird, hat dies als *Logik der Praxis* immer wieder hervorgehoben und auf Konfliktlinien hingewiesen, die einen »gespaltenen Habitus« zur Folge haben können (so etwa in seinen Arbeiten zu den Kabylen, vgl. Bourdieu 1979/2015: 9–66, 2004).

3.2 Bourdieus Habituskonzept und Sozialtheorie als Ökonomie der Praxis

»The science called ›economics‹ is based on an initial act of abstraction that consists in dissociating a particular category of practices, or a particular dimension of all practice, from the social order in which all human practice is immersed.« (Bourdieu 2005: 1)

Um das Augenmerk jetzt erneut auf ökonomische Fragestellungen zu richten, wird zunächst Bourdieus Habituskonzept im Rahmen seiner Theorie der Praxis besprochen und anschließend auf seinen Entwurf von Wirtschaft als Ökonomie der Praxis abgestellt. Bourdieu ist nach Marx, Heidegger und Wittgenstein einer der wegweisenden Denker einer Theorie der Praxis.⁴ Die Bourdieusche Soziologie bezieht seine Anziehungskraft zum Einen aus der weiter oben bereits angeführten Vermittlung zwischen Objektivismus und Subjektivismus, die sich jeder »›substantialistischen‹ Ausdeutung« (Bourdieu 1998a: 15) des Verhältnisses von Struktur und Handlung widersetzt. Sie vertritt einen »genetischen« Strukturalismus (vgl. Wacquant 1996: 21), der ohne Determinismus auskommt, da er sich um ein Verständnis der *Erzeugungsprinzipien* sozialer Welten bemüht. Um eine »Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen« zu entwerfen, müsse erkenntnistheoretisch vom »*modus operandi*« zum »*modus operandi*« übergegangen werden (2015: 164, Hervorhebung im Original). Was so viel bedeutet wie, es zu vermeiden, anhand statistischer

4 Ein interessanter Fall ist Norbert Elias mit seiner Figurations- und Prozesssoziologie. Elias verfolgt eine ähnliche Theorieanlage wie Bourdieu u.a. ist für ihn der Habitusbegriff von ebenso zentraler Bedeutung, allerdings stellt er nicht systematisch auf den Begriff der Praxis ab, stellt eher den Prozessbegriff in den Mittelpunkt seines Forschungsansatzes.

Regelmäßigkeiten oder einer »algebraischen Struktur« auf die tatsächlichen Praktiken der sozialen Welt schließen zu wollen, um nicht »vom Modell der Realität zur Realität des Modells überzugehen« (ebd.).

Das schillernde Konzept von Bourdieu, welches seinen Vorschlag für ein neues sozialwissenschaftliches Paradigma im Kern ausmacht, ist der *Habitus*. Er entwickelte den Begriff im Rahmen seiner frühen Studien zu den Kabylen in Algerien, die sich als »Gründungsszene« (vgl. Schäfer 2014) seiner Theorieentwicklung lesen lässt. Bourdieu hatte in Algerien aus nächster Nähe (er leistete dort als Rekrut zwischen 1955 bis 1957 seinen Militärdienst) beobachtet, wie die traditionelle (»symbolische«) Ökonomie der Kabylen mit dem kapitalistischen Wirtschaftsverständnis der französischen Kolonialherren zusammentraf und im Rahmen des radikalen Transformationsprozesses der algerischen Gesellschaft zu Brüchen führte, die mit der Existenz und dem Fortbestand tradierter Denk- und Handlungsschemata – dem Habitus der Kabylen – zusammenhingen. Am Beispiel der vorkapitalistischen Ökonomie der Kabylen konnte Bourdieu zeigen, »daß unserem Handeln öfter der praktische Sinn zugrunde liegt, als rationale Berechnung« (Bourdieu 2004: 82). Das Individuum bringt demnach sich und seine soziale Welt nicht unabhängig von materiellen Bedingungen (Marx) gleichsam als intentionalen Akt der Berechnung (oder des Willens und der Vorstellung) eigenständig hervor. Im Gegenteil reicht die soziale Welt so tief in die Menschen hinein, dass sogar ihre körperlichen Empfindungen und Bewegungsabläufe sozial konnotiert sind. Für Bourdieu ist all das, was Menschen in Auseinandersetzung mit ihrer sozialen Welt sinnlich erfahren, welche Lebensweise sie verfolgen, wie sie gestikulieren, welche Mode sie bevorzugen, was ihnen schmeckt oder worüber sie sich belesen, Ausdruck einer direkten Verwobenheit von Körper und Welt: »Der Körper ist in der sozialen Welt, aber die soziale Welt steckt auch im Körper« (ebd.: 194). Die »unmittelbare Beziehung, durch Berührung« (ebd.: 174), die der Körper zur sozialen Welt unterhält, findet seinen Widerhall im Konzept des Habitus. Er umfasst »Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata« (ebd.: 177), die sich in den Körper des Einzelnen eingeschrieben (inkorporiert) haben, aber stets kollektiv angeeignet und von sozialen Gruppen mit ähnlichen Sozialisationsbedingungen geteilt werden. Bourdieu (2015: 165) konzipiert den Begriff daraufhin als

»Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierter Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv »geregelt« und »regelmäßig« sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein; die objektiv ihrem Zweck angepaßt sein können, ohne das bewußte Anvisieren der Ziele und Zwecke und die explizite Beherrschung der zu ihrem Erreichen notwendigen

Operationen voraussetzen und die, dies alles gesetzt, kollektiv abgestimmt sein können, ohne das Werk der planenden Tätigkeit eines ›Dirigenten‹ zu sein.«

Die soziale Welt ereignet sich verlässlich in regelmäßiger, objektiver, sinnerfüllter Art und Weise, obwohl sie keiner erzwungenen Regelbefolgung, keiner bewussten Zweck-Mittel-Rationalität und keines Dirigenten bedarf. Entscheidender für menschliches Handeln ist der praktische Sinn, der das Ergebnis der »Dialektik von objektiven und einverlebten Strukturen« (ebd.: 164), wie sie im Habitus zusammenfallen, ist. Er »konstituiert die Welt als signifikant, indem er spontan ihre immanenten Tendenzen antizipiert, so wie ein Fußballspieler mit seinem umfassenden Überblick über das Spiel noch im hitzigsten Gefecht die Spielzüge seiner Gegner oder Mitspieler augenblicklich intuitiv erfasst und ohne Innehalten oder Berechnung ›inspiriert‹ agiert und reagiert.« (Wacquant 1996: 42) Nicht Intentionen, Nutzenkalküle oder Regeln richten demnach das Handeln in konkreten Situationen aus, sondern relativ stabile, durch Sozialisation erworbene *Dispositionen*, die »von der Welt konstruiert« (Bourdieu 2004: 174) wurden und daher das praktische Erkennen des Einzelnen unbewusst formen und ihn *implizit* wissen lassen, welches Verhalten in jeweils unterschiedlichen Situation angemessen und richtig ist. Als »praktische Operatoren« (Bourdieu 2015: 229) ermöglichen und beschränken sie Handlungen zugleich, richten sie aus, ohne sie jemals vollständig zu determinieren.

Der Habitus strebt folglich nach einer sozialen Welt, die in Einklang steht mit den kulturellen Schemata und Haltungen, die in der sozialen Praxis erworben und verstetigt wurden. Durch sein Beharrungsvermögen in Situationen, die von Ambiguität und Unsicherheit geprägt sind, gilt er als träge. Überhaupt zeigt er sich erst, wenn die »Beziehung unmittelbarer Angemessenheit« (Bourdieu 2004: 208) gestört ist, wenn situative Problemlösungen, auf die die verkörperten Schemata und impliziten Wissensgehalte zielen, nicht mehr greifen. Dennoch ist der Habitus seines Trägers nicht starr, ist die eingenommene soziale Position infolge der verkörperten Dispositionen nicht unverrückbar. Unter den Bedingungen eines gesellschaftlichen Strukturwandels (wie Bourdieu ihn in Algerien studiert hatte), auch bei sozialem Aufstieg, kommt es häufig zu Spannungen zwischen Habitus und sozialer Position. Werden die Spannungen zu groß oder halten über längere Zeit an, können »oft zerrissene, in sich widersprüchliche Habitus, deren innere Gespaltenheit Leiden verursacht« (ebd.: 206), die Folge sein. Andererseits fungiert der Habitus als »Erzeugungsprinzip von Strategien, die es ermöglichen, unvorhergesehenen und fortwährend neuartigen Situationen entgegenzutreten« (Bourdieu 2015: 165). Im Sinne einer »geregelten Improvisation« (ebd.: 179) werden individuelle Freiheitsgrade sichtbar, die auch damit zu tun haben, dass Menschen unaufhörlich neue Erfahrungen machen, die im Körper sedimentieren und den Habitus einer »Art ständiger Revision« unterwerfen, »die aber niemals radikal ist, da sie sich auf der

Grundlage von Voraussetzungen vollzieht, die im früheren Zustand verankert sind. Sie zeichnen sich durch eine Verbindung von Beharren und Wechsel aus, die je nach Individuum und der ihm eigenen Flexibilität oder Rigidität schwankt« (Bourdieu 2004: 207). Die gängige Kritik an Bourdieu, er vernachlässige mit seinem Habituskonzept die Wandlungsfähigkeit von Menschen, stemple sie zu Marionetten ab und Rede einem konservativen Gesellschaftsbild und damit letztlich einem Sozialdeterminismus das Wort, kann durch diese Zeilen mit einigem Recht widersprochen werden.

Die Selbstverständlichkeit des Habitus, die ihn unsichtbar und zugleich wirkmächtig macht, stellt auch die Ausgangsbedingung für Bourdieus klassentheoretischen Gesellschaftsentwurf und seiner Sozialtheorie als *Wissenschaft der Ökonomie der Praxis* dar. Bourdieu zufolge steht der Habitus stets mit einer sozialen Position in Korrespondenz, wird inmitten einer spezifischen sozialstrukturellen Klassenlage gebildet. Auch hier steht der Körper im Fokus, stellt er doch »die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks« (Bourdieu 1999: 307) dar. Für Bourdieu entsteht eine Klassenlage – nicht wie bei Marx infolge eines Klassenbewusstseins – vermittelt einer kulturellen Praxis, die, weil sie eben einverleibt wurde, die Tendenz aufweist, sich und damit aktuelle Herrschaftsverhältnisse zu reproduzieren.⁵ Insbesondere über die Erlangung und Ausübung eines *Berufs* formieren und stabilisieren sich Klassenlagen, da in jenen *kulturelles Kapital* in Form von Fähigkeiten, kulturellen Gütern und Bildungstiteln gesammelt wird, die für eine Klassenzugehörigkeit entscheidend sind. Zum ökonomischen Kapital (Geld) tritt bei Bourdieu (vgl. ders. 1983) also kulturelles sowie soziales Kapital hinzu, das sich durch Mitgliedschaft in langfristigen sozialen Beziehungen bildet. Die Kapitalformen werden in Auseinandersetzungen um Positionen in *Feldern* erzeugt und verwendet. Der Feldbegriff fungiert als das Gegenstück zum Habitus und wird begriffen als »Ensemble objektiver historischer Relationen zwischen Positionen, die auf bestimmten Formen von Macht (oder Kapital) beruhen« (Wacquant 1996: 36). Gebildet werden Felder über spezifische durch den Habitus vermittelte Praxisformen, die sich zwischen den Akteur*innen eines gemeinsamen Feldes einstellen und eine Brücke zu den sozialen Positionen herstellen. Gesellschaft wird damit in der Trias von Habitus-Feld-Kapital erfasst und als differenziertes Ensemble relativ autonomer Felder bzw. »Spiel-Räume« (ebd.: 37) konzipiert. Sie sind die Arenen, in denen Akteur*innen *Konflikte* über den Zugang zu und Besitz von Formen der Macht (Positionen, Status, Titel, Geld, Bekanntschaften, Anerkennung etc.) austragen und kontinuierlich nach Möglichkeiten zur individuellen *Distinktion* suchen.

5 Bourdieu hat sich in seinen Analysen nicht nur auf klassen- bzw. schichtspezifische Ungleichheiten (z.B. 1999), sondern auch Geschlechts- (2012) sowie feldspezifische Dominanz- bzw. Ungleichheitsverhältnisse (z.B. 2001) untersucht.

Bourdieu von Marx inspirierter, konflikttheoretischer Fokus auf Auseinandersetzungen um Macht bzw. Kapital in sozialen Feldern bereitet seine »*allgemeine Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis*« (Bourdieu 1983: 184, Hervorhebung im Original) vor, die er dezidiert in Abgrenzung zu dominanten ökonomischen Ansätzen der Neoklassik sowie dem Methodologischen Individualismus bzw. dem dort inhärenten Menschenbild des homo oeconomicus entwickelt. Zwar betrachtet Bourdieu (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 127) in Übereinstimmung mit ökonomischen Theorien die *Konkurrenz* der Menschen um knappe Güter als wichtige Triebfeder sozialer Ordnung und sozialen Wandels und übernimmt von Weber die Ansicht, dass die Genese ökonomischer Systeme von kulturellen Faktoren abhängt.⁶ Jedoch wirft er der Ökonomik vor, die Wirtschaft dabei als Roulettespiel zu betrachten, in der jeder Spieler zu jeder Zeit die gleichen Chancen und Möglichkeiten habe, ökonomischen Erfolg davonzutragen. Sie zeichne das »Bild eines Universums vollkommener Konkurrenz und Chancengleichheit, einer Welt ohne Trägheit, ohne Akkumulation und ohne Vererbung von erworbenen Besitztümern und Eigenschaften« (ebd.: 183). Die ökonomische Theorie reduziere damit alle gesellschaftlichen Konkurrenz- und Austauschverhältnisse auf den marktformigen *Warentausch* und erkläre »implizit alle anderen Formen sozialen Austausches zu nicht-ökonomischen, *uneigennütigen* Beziehungen« (ebd.: 184, Hervorhebung im Original). Um diesen Reduktionismus zu korrigieren, erweitert Bourdieu den Kapitalbegriff um soziales und kulturelles Kapital und argumentiert, so der »*Euphemisierung*« (ebd., Hervorhebung im Original) all derjenigen ökonomischen Praxisformen entgegenzutreten, die als unökonomisch gekennzeichnet werden, allein weil sie sich nicht in Preisen ausdrücken bzw. quantifizieren lassen.

In diesem Sinne ist Wirtschaft nicht bloß eine *singuläre* Einrichtung der rechnerischen Bestimmung von Wert durch Preise und deren Koordination von Anbietern und Nachfragen an einem Markt voller homines oeconomici. Vielmehr existieren *unzählige* Ökonomien mit unterschiedlichen Kapitalverteilungen in differenzierten Feldern, in denen vor allem *symbolische* Tauschakte vollzogen werden. Am Beispiel der Kabylen konnte Bourdieu (1998: 166) mit Rekurs auf das anthropologische Konzept der Gabe von Marcel Mauss und Lévi-Strauss' Arbeiten zum Tauchcharakter der Gabe zeigen, dass der von den Kabylen praktizierte Gabentausch auf dem Tabu der Berechnung und dem »Tabu der expliziten Formulierung« (»do ut des« – »Ich gebe, damit du gibst«) des objektiv sich vollziehenden *Tauschcharakters* beruht. An Mauss und Lévi-Strauss kritisiert Bourdieu, bei beiden fehle die Berücksichtigung der zeitlichen Unterbrechung (des »zeitlichen Intervalls«) zwischen dem Empfangen der Gabe und der Erwidierung der Gegengabe durch den Empfänger. Erst hier-

6 Gemeint ist Webers Suche nach einem wirtschaftlichen Ethos des Kapitalismus bzw. der Entstehung einer kapitalistischen »Wirtschaftsgesinnung« aus der innerweltlichen Askese und Prädestinationslehre des Calvinismus. Siehe auch weiter oben unter 2.2.2.

durch erschienen beide Gaben als voneinander unabhängig und könne die in der kabyliischen Ökonomie hochgeschätzte Logik der Ehre bewahrt werden. Die Praxis der Tauschenden verläuft im Modus des »alles spielt sich so ab, als-ob« (ebd.: 168), sie arbeiten sich ohne Berechnung oder Intention an einer kollektiven »Verkennung« (ebd.: 165, siehe zu diesem Gedanken wie zu Bourdieus Idee des Gabentausches »Als-Ob« die Ausführungen unter 3.3.4) infolge einverleibter Dispositionen ab, die deren symbolische Ökonomie erst ermöglicht.

Aus Bourdieus Analysen geht die symbolische Ökonomie der Kabylen als eine Ökonomie eigenen Rechts hervor. Die »ökonomische Ökonomie« der gängigen Wirtschaftstheorie muss in der Konsequenz lediglich als *eine andere* Spielart des Wirtschaftens betrachtet werden. Wie im Algerien der 1950er Jahre, existieren beide und viele andere Wirtschaftsformen nebeneinander, finden sich symbolische Ökonomien auch in »modernen« Ökonomien und speist sich die Verteilung der Kapitalien in Feldern aus eben diesen unterschiedlichen Quellen. Mitentscheidend für Letzteres ist das Wirken der Habitus bzw. inkorporierten Praxisformen, die an der Erzeugung einer »Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital« beteiligt sind, welches wiederum »der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die [...] über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird« (ebd.: 183), entspricht. Insofern sind die Chancen auf Teilhabe an Kapitalien immer schon in ein vorgängiges »Bezugssystem« (Bourdieu 1974: 19) eines Feldes mit spezifischer Interessenkonstellation und Kapitalverteilung eingebettet sowie einer Grundnorm (*nomos*) unterworfen, die den Kampf zwischen Herrschenden und Beherrschten in Grundzügen ausrichtet. Gleichwohl können neue Güter und Werte infolge der Ausdifferenzierung sozialer Felder das tradierte Tableau zugunsten benachteiligter Individuen, Gruppen oder Klassen verschieben sowie Kapital durch einen kompetenten Umgang mit den feldimmanenten Spielregeln akkumuliert werden. Hierbei kommt es aber auch darauf an, den Spielregeln zu huldigen. Insbesondere durch den Glauben (*illusio*) daran, dass es sich lohnt im Rahmen der Spielregeln am Spiel teilzunehmen, erhalten Spieler*innen durch andere Mitspieler*innen Anerkennung und Wertschätzung – *symbolisches Kapital* – als solche und steigen ihre Chancen weitere Kapitalien auf- und Einfluss auszubauen.

Bourdieu geht es in seinem Entwurf der Ökonomien der Praxis insgesamt weniger um prozessuale Fragen der effizienten Allokation knapper Ressourcen, denn um die Reproduktion sozialer Ungleichheit in Feldern, die aus den dauerhaften Kämpfen erwachsen und mit der Produktion, Distribution und Akkumulation von Kapital und den assoziierten Dispositionen und Praxisformen einhergehen (vgl. Fley 2008: 165). Hierdurch öffnet er sich auch für die Kämpfe, die sich zwischen den differenzierten Feldern – etwa zwischen dem »bürokratischen Feld« und dem enttabuisierten Feld der Berechnung (vgl. Bourdieu 1998a: 176-182), dem ökonom-

mischen Feld⁷ – ereignen. Bourdieu tritt der These einer vollständigen Ökonomisierung entgegen und betont die Autonomie der kulturellen Felder und deren Produktion »anerkannter Werte« (Fley 2008: 172), auf denen die Kapitalverwertung der ökonomischen Ökonomie basiert. Gleichwohl lässt sich die Dominanz eines oder mehrerer Felder und die jeweiligen Verhältnisse nicht theoretisch beantworten, sondern nur historisch untersuchen und empirisch bestimmen.

Was die Erforschung anderer konstitutiver Elemente des Wirtschaftens wie Geld (oder breiter: die Entstehung von Wert), die Funktionsweise von Zentralbanken und die Rolle von Unternehmen bzw. Organisationen angeht, bleibt Bourdieu einiges schuldig. Insbesondere die Vernachlässigung der Eigenlogik von Organisationen für wirtschaftliche Zusammenhänge wiegt aus der hier zu entwickelnden Perspektive schwer. Bourdieu habe trotz seiner konflikttheoretischen Theorieausrichtung schlichtweg »vergessen, theoretisch zu problematisieren, dass es sich bei Wirtschaftsunternehmen um Organisationen handelt, die im Unterschied zu Vereinen und Interessengruppen von Anfang an auf gegensätzlichen Interessen basieren« (ebd.: 177). Sein Habituskonzept wird im Weiteren dennoch Verwendung finden, um die Autonomie professioneller Berufsausübung ausreichend theoretisch würdigen zu können und einer (wie oben unter 2.2.1 bei Schimank/Vollmann 2017 zu sehen war) Verengung auf Kategorien einer steuerungstheoretischen Leistungsproduktion unter funktionalistischen Gesichtspunkten entgegenzutreten.

Bourdieu's Arbeiten sind auf breiter Front auch in der Organisationssoziologie rezipiert worden. Vor allem die Gründungsväter des soziologischen Neo-Institutionalismus (vgl. DiMaggio/Powell 1991, siehe das nachfolgende Kapitel 3.3.3) haben auf zentrale Elemente seiner Theorie der Praxis – die Idee sozialer Felder, des kulturellen Kapitals und des Habitus – Bezug genommen. Um die Adaptionleistung besser zu verstehen und einen für Fragen der Ökonomisierung anschlussfähigen Organisationsbegriff zu entwickeln, werden nachfolgend einschlägige Organisationstheorien diskutiert und auf ihre praxistheoretische Relevanz hin gelesen.

3.3 Ökonomisierung und Organisation

Das Verhältnis von Praxistheorien und Organisationsforschung ist bis zum heutigen Zeitpunkt trotz mannigfaltiger Arbeiten, die sich auf beide Stränge beru-

7 Bourdieu (1998b: 174ff.) sieht im ökonomischen Feld noch weitere Kapitalformen am Werke: »finanzielles Kapital« (als finanzielle Ressourcen), »Organisationskapital« (als Kapital an Informationen über ein Feld), »technologisches Kapital« als Kapital zur Senkung der Produktionskosten, »kommerzielles Kapital« als Kapital der Absatzwirtschaft, also Vertrieb, Marketing etc., sowie »symbolisches Kapital« als das Kapital der Anerkennung bzw. des guten Rufs als Unternehmensimage.

fen, ein Forschungsdesiderat geblieben (vgl. von Groddeck/Wilz 2017; Nicolini 2012; Wilz 2015). Dies liegt nicht zuletzt in einer wissenschaftlichen wie alltäglichen Rezeption von Organisationen begründet, der ein ausgeprägter *rationalistischer bias* attestiert werden muss. Obwohl (oder gerade weil) Max Weber sein Modell bürokratischer Organisationen als Idealtyp einer modernen Form legaler Herrschaft verstanden wissen wollte, der in seiner Reinheit in der empirischen Wirklichkeit so nicht aufzufinden sein würde, markiert die Organisationsforschung seit ihrem Aufkommen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einigen Optimismus bezüglich der Passung von Theorie und Praxis. Organisationen galten lange als rationale Problemlöser und verlässliche Entscheidungsmaschinen, die von der Wissenschaft im Sinne kausal bestimmbarer Input-/Output-Verhältnisse beschrieben werden könnten. Auch weil ihnen die Fähigkeit zugesprochen wurde, mittels hierarchisch gesetzter Regeln die Devianz sozialer Praktiken (siehe etwa Bensman/Gerver 1963) und Idiosynkrasien ihrer Mitglieder verlässlich und zum eigenen Vorteil einhegen zu können.

Dieses Bild von Organisationen als Maschinen (vgl. Morgan 2006 für einen Überblick über die unterschiedlichen »images of organization«) hat seither Risse bekommen, nicht zuletzt, weil genauere Erkundungen des »Innenlebens« von Organisationen immer wieder auf deren widersprüchlichen Vollzugscharakter, auf komplexe Aktivitäten und undurchsichtige Routinen Hinweis gaben. Je mehr sich der Blick auf Unsicherheit und Nicht-Berechenbarkeit in Organisationen richtete, das Rationalitätspostulat in Frage gestellt wurde, desto stärker kamen die tatsächlich beobachtbaren (informellen) Aktivitäten und Routinen in den Blick. Um diesen Komplex zu verstehen, wird im Folgenden ein dafür sensibilisierter Einblick in die Organisationsforschung geleistet. Eine umfassende Darstellung der Organisationsforschung erscheint ungleich schwerer, da das Feld weit verzweigt, in weiten Teilen interdisziplinär angelegt und deshalb kaum überschaubar ist (dies zeigt sich auch an den etablierten Einführungswerken, die unterschiedliche Schwerpunkte setzen, vgl. Bonazzi 2014; Clegg et al. 2013; Kieser 2006; Kühl 2015; Preisendörfer 2016; Scott 1986). Gleichzeitig kann der Stellenwert von Organisationen für Fragen einer gesellschaftlichen Ökonomisierung nicht unberücksichtigt bleiben, auch dann nicht, wenn von der weit verbreiteten Diagnose abgesehen wird, wonach moderne Gesellschaften als »Organisationsgesellschaften« (siehe z.B. Kühl 2015; Tyrell/Petzke 2008; Schimank 2001, 2010; Wieland/Schimank 2005; Perrow 1989) zu fassen sind.

Unbestritten aber ist die enorme Bedeutung formaler Organisationen für so ziemlich alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Mehr noch: Für wirtschaftliche Zusammenhänge spielen Organisationen als Wirtschaftsunternehmen (aber auch als staatliche Organisationen in Form von Kartellbehörden oder Zentralbanken) eine hervorgehobene Rolle. Zwar gelten Organisationen und Märkte als zwei unterschiedliche Koordinationsmechanismen (vgl. Williamson 1981; North 1992),

doch stehen diese in einem komplementären Verhältnis zueinander: Wirtschaftsorganisationen sind hierarchisch koordiniert, orientieren ihre Kalkulationen und Produktionsaktivitäten aber stets an in Marktpreisen errechneten Knappheiten, während die Koordination an Märkten über Preise vollzogen wird, deren Bildung unmittelbarer Ausfluss »organisierten Rechnens« (Vollmer 2004) und den damit zusammenhängenden unternehmerischen Produktions- und Investitionsentscheidungen ist. Grund genug, organisationstheoretische Erwägungen in die Untersuchung miteinzubeziehen und den Eigenwert von Organisationen für ein Verständnis einer gesellschaftlichen Ökonomisierung ernst zu nehmen (vgl. zuletzt Kette 2019; siehe auch Bode 2010; Vogd 2011a).

Eine Beschreibung des Verhältnisses von Praxis- und Organisationstheorien ist aus mehreren Gründen voraussetzungsreich. Wird aus Richtung der Praxistheorien auf Organisationen geblickt, fällt zunächst das wissenschaftstheoretische Fundament auf. Da Praxistheorien nicht nomologisch vorgehen und die genaue Konturierung ihres Untersuchungsgegenstands der Empirie überantworten, gerät die vauseilende Beantwortung der Frage, *was* eine Organisation sei, zur *contradictio in adjecto*. Umgekehrt liegt dies aber auch in der Doppeldeutigkeit des Organisationsbegriffs selbst begründet, worin zugleich ein Ausweg für das Problem der gegenstandstheoretischen Unschärfe liegt. Umgangssprachlich als auch in der Wissenschaft nämlich werden mit dem Begriff der Organisation zum einen konkrete Einrichtungen (z.B. Krankenhäuser, Medienunternehmen oder politische Parteien) bezeichnet, die über gewisse formale Strukturen wie Arbeitsteilung, Hierarchien, Postadressen, Mitglieder, Pressestellen etc. verfügen (die *Was-Frage* wird gestellt).⁸ Zum anderen enthält der Begriff aber auch etwas Konjunktives, denn als Verb wird damit eine spezifische *Organisationsweise* bezeichnet, eine Praxis des Organisierens (die *Wie-Frage* wird gestellt). Organisationen sind – egal *was* theoretisch gilt – zugleich immer in einer spezifischen Weise organisiert und können damit als praktische Vollzugswirklichkeiten begriffen und untersucht werden. Nicht selten vermeiden es neuere Organisationstheorien daher auch, essentialistische Fragen nach dem Wesen von Organisationen zu stellen, indem sie versuchen, diese in ihren Aktivitäten, Prozessen und Vollzügen aufzulösen (vgl. etwa Latour 2014; Luhmann 2006; Weick 1995).

Ein anderer Weg ist es, direkten Bezug auf praxistheoretische Annahmen zu nehmen, wie dies etwa in neueren Arbeiten des soziologischen Neo-Institutionalismus⁹, in Ansätzen wie »strategy as practice« (Golsorkhi et al. 2015),

8 Zum Begriff der Formalstruktur von Organisationen und welche Komponenten diese hat, siehe Preisendörfer 2016 sowie weiter unten im Kapitel 3.3.2.

9 Im Konzept der »institutional logics« bei Friedland/Alford (1991), die explizit auf »material practices« zu sprechen kommen; im Sinne von »institutional work« (vgl. Lawrence/Suddaby 2006, Lawrence/Suddaby/Leca 2009) mit Bezug auf Bourdieus Theorie der Praxis oder auf Giddens' Theorie der Strukturation (vgl. Barley/Tolbert 1997).

»Organisation als Strukturation« (Ortmann 1995, 2000; Ortmann/Sydow 2001) und insbesondere in Organisationsstudien geschehen ist, die von den Science and Technology Studies (STS) inspiriert sind und nach der Bedeutung von Gegenständen, Werkzeugen und Technologien für Praktiken in Organisationen fragen (z.B. Berg 2008; Fox 2000; Orlikowski 2000, 2007, 2010; Suchman 2001). Einen weiteren Strang, der für die vorliegende Arbeit instruktiv ist und auf den später (unter 3.3.3/3.3.4) rekurriert wird, stellt die Management- und Accounting-Forschung dar, die einige Schnittmengen mit den STS aufweist, da sie Rechen- und Managementinstrumente in Zusammenhang mit Praktiken in Organisationen untersucht (z.B. Ahrens/Chapman 2007; Chua 1995; Hopwood/Miller 1994). Diese Abzweigung wird allerdings eher selten gewählt, um Praxistheorien fortzuentwickeln, sondern vor allem, um so die Subjekt-Objekt-Dichotomie galant umschiffen zu können, die ja das zentrale Bezugsproblem von Praxistheorien ist.

Umgekehrt haben Vertreter*innen von Praxistheorien bislang wenig Interesse an organisationstheoretischen Zugängen und Überlegungen gezeigt: für Schatzki (2006: 1863; siehe auch ders. 2005: 474ff.) etwa sind Organisationen nichts anderes als »bundle of practices and material arrangements«, die sich empirisch untersuchen lassen. Auch ist es gängig (wie bei Bourdieu), den Organisationsbegriff gänzlich unbestimmt zu lassen, ihn höchstens synonym und unsystematisch mit Unternehmen (»firms«) zu assoziieren und diese einer übergeordneten Struktur zu unterstellen. Bei Bourdieu geschieht dies beispielsweise über den Begriff des sozialen Feldes (Bourdieu 2005: 40ff.; siehe auch Fleury 2008: 177), der als sozial-räumliche Klammer für Auseinandersetzungen um Positionen in *Spielfeldern* und zwischen ihnen fungiert, in denen der Organisationsbegriff zugunsten der Analysetrias Feld-Habitus-Kapital als eigene Analysekategorie nicht vorkommt. Dederichs/Florian (2002) haben hingegen den Versuch unternommen, Bourdieus blinden organisationstheoretischen Fleck zu beseitigen und vorgeschlagen, Organisationen als Mehrebenenphänomen zu konzipieren. Ihnen schwebt ein »dynamischer Analyserahmen« (ebd.: 92) vor, der Organisationen als korporative Akteure und soziale Felder zugleich konzipiert und die »Defizite herkömmlicher Organisationsanalysen in puncto Sozialstrukturanalyse« (ebd.: 77) beheben will. Im Mittelpunkt steht ein Mehrebenen-Modell, das aus objektiven wie inkorporierten Kapital- und Regelstrukturen eines Marktes (Makro), Strategien eines als korporativen Akteur gedachten Unternehmens (Governance- und interne Steuerung, Meso) sowie Akteurskonfigurationen zwischen »individuellen, kollektiven und korporativen Akteuren« (ebd.: 90, Mikro) in den Blick nehmen will. Insbesondere die konzeptionelle Unschärfe aber, wonach Organisationen als korporative Akteure und soziale Felder zugleich erscheinen, lassen insgesamt eher Verwirrung entstehen (siehe für einen ähnlichen Vorschlag Emirbayer/Johnson 2008).

In Giddens Praxistheorie spielen Organisationen eine gewisse Rolle als formale Regeln (»codified interpretations of rules«, ders. 1984: 21), stehen daher aber gerade

nicht in Zusammenhang mit einer impliziten Logik der Praxis, sondern werden als explizites, kanonisches Wissen des Rechts oder von Bürokratien aufgefasst («Formulated rules – those that are given verbal expression as canons of law, bureaucratic rules», ebd.). Latour (2014) hat in jüngster Zeit den Versuch unternommen, Organisationen als eigene »Existenzweise« praxistheoretisch zu wenden, indem er diese als performative Rahmungen versteht, die es erlauben, Handlungsskripte zu fixieren und gleichzeitig zu hintergehen. Zusammen mit zwei weiteren Existenzweisen – »Bindung« und »Moral« – formieren diese das Band der Ökonomisierung, welches im nächsten Unterkapitel ausgiebig dargestellt wird, da Latours Konzeption für die vorliegende Untersuchung instruktiv ist.

Um die Organisationsforschung in groben Zügen nachzuzeichnen, orientiert sich die folgende Darstellung an der von Giuseppe Bonazzi (2014) vorgelegten »Geschichte des organisatorischen Denkens«.¹⁰ Für ihn vollzieht sich das Nachdenken über und die Auseinandersetzung mit Organisationen historisch in drei disparaten, wenngleich miteinander verbundenen, Fragekomplexen, die er als die *industrielle*, *bürokratische* und *organisatorische* Frage bezeichnet. Bonazzi (ebd.: 15) ordnet den drei Fragen jeweils Themen zu, die für die Abgrenzung voneinander entscheidend sind. Der industriellen Frage werden die Themen »Technologie und Einverständnis«, der bürokratischen Frage die Themen »Funktion von Regeln und Akteursstrategien« und der organisatorischen Frage die Themen »Entscheidungen und Ressourcen« zugeordnet.

3.3.1 Die industrielle Frage

Die erste *industrielle Frage* ist unmittelbar mit den Arbeiten von Frederick W. Taylor (1856 – 1915) und dessen im weiteren Verlauf als Taylorismus bezeichneten Entwurf eines wissenschaftlich-systematischen Managements von Industriearbeit verbunden. In der Industrialisierung wird das Verhältnis von Produktionsmitteln eines Betriebes und den diese Mittel zu einem Produkt veredelnden Arbeiter*innen als

10 Eine andere häufig verwendete Konzeption von Organisationen, die von Scott/Davis (2007), wonach Organisationen als rationale, natürliche und offene Systeme definiert werden können, wird hier nicht berücksichtigt. Nicht, weil sie als grundsätzlich falsch aufgefasst wird – sie ist sicherlich eine hilfreiche und hinreichend tragfähige Konzeption von Organisationen – sondern weil dort auf einen Systembegriff rekurriert wird, ohne zu klären, was genau unter einem Organisationssystem zu verstehen ist. Eine andere, daran anschließende Differenzierung findet sich in der Verwaltungswissenschaft (vgl. Bohne 2018), die geschlossene, formale (Weber und Taylor) und geschlossen, faktische Ansätze (Mayo, Barnard und Verhaltenswissenschaftliche Entscheidungstheorie) auf der einen Seite und offen, formale (Luhmann'sche Systemtheorie, Neue Institutionenökonomik, New Public Management) und offen, faktische Ansätze (Neo-Institutionalismus, Governance-Modelle) auf der anderen Seite voneinander unterscheiden. Es wird im Weiteren zu sehen sein, dass Bonazzis Herangehensweise selbstverständlich viele Elemente hiervon aufgreift.

technischer Vollzug begriffen, wobei die Arbeiter*innen nur von Relevanz sind, insofern sie als »subalterne Arbeitskräfte ihre Zustimmung zur Verausgabung körperlicher und psychischer Anstrengung erteilen« (ebd.: 17). In dieser Lesart werden Organisationen als Orte industrieller Produktion – Fabriken und Manufakturen – verstanden, die durch den Einzug von Maschinen und anderer Technologien mit einer *ingenieurwissenschaftlichen* Perspektive durchzogen sind. Taylor, selbst Ingenieur, stand in unmittelbarer Auseinandersetzung mit Konzepten über die Ausgestaltung von Industriebetrieben. Er wollte die Fabrikarbeit, die sich an der Schwelle einer auf Effizienz und Produktivität getrimmten Massenproduktion befand (siehe hierzu ausführlich Chandler 1977), durch eine *wissenschaftliche* Lehre der Betriebsführung – dem »scientific management« – auf ein neues Niveau befördern.

Im Kern entspricht seine Lehre dem Programm der Rationalisierung, wie es oben bei Max Weber bereits diskutiert wurde (vgl. Bonazzi 2014: 27f.). Der wesentliche Unterschied ist jedoch, dass es Taylor nicht, wie Weber, um eine theoretische (idealtypische) Beschreibung, sondern um die unmittelbare, *praktische Gestaltung* einer rationalen Organisation ging. Als »Anwendungsformel« (ebd.: 18) verband Taylor »vielfältige Aspekte der Führung, Organisation und Ökonomisierung des Unternehmens« (ebd.: 26). Damit reihte er sich ein in eine schon damals als beträchtlich zu bezeichnende Ratgeberliteratur zu Fragen des Managements. Allerdings ging er über diese hinaus, weil er nicht mehr auf Organisationsprinzipien (wie z.B. bei Henri Fayol noch der Fall) zurückgriff, sondern eine *Methode* zur systematischen Gestaltung industrieller Abläufe entwickelte. Für die Management-Ratgeberliteratur war nämlich bis dato folgendes Muster prototypisch: »*Man identifiziert gute, d.h. bewährte, Praxis und versucht, diese in Regeln zu fassen, damit andere sie ebenfalls verwirklichen können. So entstehen Leitfäden für Praktiker*« (Kieser 2006b: 93, Hervorhebungen im Original). Die Attraktivität von *Anleitungen über die Praxis* besteht darin, dass sie die »Komplexität des Gestaltungsproblems« (ebd.: 100) auf einige zentrale Prinzipien zu reduzieren helfen. Darin besteht aber zugleich ihre Schwäche, denn die situative Anwendbarkeit von Prinzipien ist niemals gesichert.¹¹ Sie leiden an dem für Praxistheorien instruktiven Problem, dass eine Regel die Regeln ihrer eigenen Anwendung nicht oder nur höchst unzureichend regeln kann. Neben ihrer mangelnden Generalisierbarkeit, fehlte daher letztlich eine »exakte Definition der ›guten Praxis‹« (ebd.: 101). Taylors wissenschaftliche Betriebsführung setzt hier an, da sie die Bedingungen ihrer eigenen Anwendbarkeit mitdenkt, indem sie eine Zielsetzung des Managements mit den Prämissen, die zu Beginn eines konkreten Arbeits- oder Produktionsprozesses vorliegen, in Verbindung setzt. Zur Entfaltung der Methode geht Taylor nach dem Vorbild naturwissenschaftlicher Erkenntnis vor und greift auf *Experimente* zurück, wie etwa das oft zitierte Beispiel über die optimale Nutzung des betrieblichen Werkzeugs »Schaufel« darlegt (vgl.

11 Daran krankten »best practice« Ansätze selbstverständlich heute noch.

Taylor 1913: 68).¹² Seine Erforschung der industriellen Arbeit als experimentelle Versuchsanordnung sollte zu systematischen und reproduzierbaren Ergebnissen im Sinne einer standardisierten und zugleich wechselnden Bedingungen angepasst, integrierten Betriebs- und Managementpraxis führen.

Interessant für den Fortgang der vorliegenden Untersuchung ist nun, dass Scientific Management als jene Methode erscheint, die das alte Betriebsregime von »Erfahrungswissen und Willkür« (Bonazzi 2014, 30ff.) zum Wohle einer effizienten *Unternehmensorganisation* befreien wollte. Dies sollte durch die Erfindung neuer Verfahrensmittel gelingen, die den unternehmerischen Einfluss der Arbeiter*innen möglichst obsolet machen würde. Denn den Arbeiter*innen wurde zu Taylors Zeiten, auch von ihm, »Drückebergerei« (Kieser 2006b: 106) vorgeworfen, da sie ihr umfassendes *Erfahrungswissen* über betriebliche Abläufe (insbesondere auf der Position des Vorarbeiters) zum eigenen Vorteil kontrollieren und mitunter die Arbeitsleistung gezielt drosseln würden, um nicht aufgrund zu großer Arbeitseffizienz entlassen zu werden. Die Erforschung der impliziten Logik der Praxis von Organisationen, der sich die vorliegende Arbeit im Weiteren widmet, ist bei Taylor geradewegs das störende Element auf dem Weg zu einem ökonomisch erfolgreichen Unternehmen. Er suchte das Erfahrungswissen der Arbeiter*innen, welches er mit »Faustregel-Methoden« gleichsetzte, über die strikte *Trennung von Hand- und Kopfarbeit* zu bändigen (vgl. Kieser 2006b: 106). Mit anderen Worten: Der Dualismus von Geist und Körper des Rationalismus vollzieht sich hier als Prozess der Arbeitsteilung in rechnenden Kopf und Maschinen und andere Objekte bewegende Hand bzw. Körper. Maßgeblich hierfür war der »wissenschaftliche Positivismus« (Bonazzi 2014: 36) von Taylor sowie seine Motivation, mit diesem der »Herrschaft der Vorarbeiter« (Nelson 1975, zit.n. Bonazzi 2014: 30) sowie der Willkür der Unternehmensführer*innen entgegenzutreten.¹³ Das Management sollte arbeitsteiliger (nach dem »Ausnahmeprinzip« Bonazzi 2014: 44 – den heute üblichen *executive*

12 Taylor re kombinierte die daran beteiligten und im Sinne eines Experiments als Variablen verstandenen Aspekte des Schaufelns (Bewegungsablauf, unterschiedliche Erdmaterialien, »Gewichtslast«, die bei jedem Schaufelvorgang gehoben werden muss, entrichteter Lohn etc.) so lange, bis ein optimales Verhältnis von Arbeit (Input) und Ertrag (Output) erreicht wurde.

13 Seine anthropologische Skepsis gegenüber Arbeiter*innen wie Unternehmer*innen seiner Zeit kommt in folgendem Zitat gut zum Ausdruck: »As long as some people are born lazy or inefficient, and others are born greedy and brutal, as long as vice and crime are with us, just so long will a certain amount of poverty, misery, and unhappiness be with us also. No system of management, no single expedient within the control of any man or any set of men can insure continuous prosperity to either workmen or employers. [...] It is claimed, however, that under scientific management the intermediate periods will be far more prosperous, far happier, and free from discord and dissension. And also, that the periods will be fewer, shorter and the suffering less.« (Taylor 1977: 29, zit. n. Bonazzi 2014: 36)

summaries) organisiert und vor allem im mittleren Segment auf mehrere Schaltern verteilt werden; die Führung *funktional* differenziert sein in unterschiedliche Aufgabenbereiche von Ingenieur*innen, den »scientific managers«. Arbeiter*innen sollten nicht mehr in einer (dem Bürokratiemodell von Weber eigenen) militärartigen Kommandostruktur stehen, in der sie Weisungen einer einzelnen Person empfangen, sondern von mehreren Vorgesetzten befehligt werden, die jeweils unterschiedliche Aufgabenbereiche verantworten.

Die Aufgabe der »scientific manager« war es nun, die »große Masse traditioneller Kenntnisse zu sammeln, zu sichten, zu tabulieren und in vielen Fällen auf bestimmte Gesetze, Regeln und sogar mathematische Formeln zu reduzieren« (Taylor 1912: 40). Erfahrungswissen – so könnte resümiert werden – von »unten« wie von »oben« sollte mit Hilfe der Expertise von Ingenieurskräften *standardisiert* und damit *technokratisch* eingehegt werden, die »auf Basis ihres Wissens die optimale Lösung für Arbeitgeber und Unternehmer – für die ganze Gesellschaft – berechnen würden.« (Kieser 2006b: 112). Taylor vertrat die Auffassung, dass sich durch Rückgriff auf wissenschaftliche Methoden der Betriebsführung für jedes Organisationsproblem eine optimale Lösung – der »one best way« – finden ließe:

»The man at the head of the business under scientific management is governed by hundreds of experiments just as much as the workman is, and the standards which have been developed are equitable: it is an equitable code of laws that has been developed under scientific management, and those questions which are under other systems subject to arbitrary judgment and are therefore open to disagreement have under scientific management, been the subject to the most minute and careful study in which both the workman and the management have taken part, and they have been settled to the satisfaction of both sides.« (Taylor 1977:189)

Im Rahmen der wissenschaftlichen Betriebsführung ist nicht nur Willkür obsolet, auch Diskussionen und Dissens gehören der Vergangenheit an. Rigoros angewandte wissenschaftlich-experimentelle Methoden produzieren einvernehmliche Standards, hinter denen Gesetzmäßigkeiten stehen, die quasi-automatische Optimallösungen garantieren. Diese häufig als technokratische Utopie kritisierte Perspektive wurde von Taylor als »regulatives (ethisches) Prinzip der Betriebsführung« (Bonazzi 2014: 71) verstanden, denn das scientific management sollte fortan nicht mehr (allein) darauf gerichtet sein, die »Zustimmung von Untergebenen zu erhalten, die als kindliche, zwischen Unterordnung und Aufbegehren schwankende Subjekte betrachtet werden« (ebd.: 68f.). Vielmehr sollte die wissenschaftliche Methodik aus Arbeitssubjekten *lern- und strategiefähige Akteur*innen* machen, die als Kooperationspartner*innen des Managements Bedeutung erlangen. Der Tayloris-

mus strebte damit an, den Gegensatz von Kapital und Arbeit vermittels positivistischer, wissenschaftlicher Managementmethoden zu nivellieren.¹⁴

Gleichzeitig vertrat Taylor einen »rohen, aber wirkungsvollen Paternalismus« (ebd.: 41), denn er unterstellte die experimentellen Erkenntnisse in erster Linie ökonomischen Zwecken. Die industrielle Fertigung wurde zunehmend in die Hände des Managements gelegt und sollte durch diese kontrolliert und diszipliniert werden, obwohl (oder gerade weil) sich seine funktionale Ausdifferenzierung innerhalb der Betriebe auch durch eine mit aufsteigender Hierarchie zunehmende Entfernung vom alltäglichen Betriebsablauf bemerkbar machte (siehe hierzu noch deutlicher das Unterkapitel zur organisatorischen Frage, 3.3.3). Taylor legte damit den Grundstein nicht nur für einen Managerialismus, der sich auf die Steuerung von Organisationseinheiten und -mitgliedern mittels *messbarer Größen* verlegt (vgl. im Anschluss an Taylor die Arbeiten von Drucker 1955) und damit gerade kein Interesse für die *implizite Logik der Praxis* aufweist, sondern mechanistische Vorstellungen der Steuerbarkeit von Organisationen (Organisation nach dem Input-Output Modell) beflügelt. Eine praxisaffine Betrachtung von Organisationen liegt bei Taylor zwar grundsätzlich vor, seine szientistische Managementlehre wird aber durch die Ausweisung von Erfahrungswissen als ineffizienter, dilettantischer Praxis geradewegs zum Gegenspieler eines praxeologischen Denkens von Organisationen.

Die Suche nach einer komplexitätssensiblen, »guten Praxis« von und in Organisationen befreite sich nach Taylor zunehmend von dessen industriesoziologischer Perspektive. Hierzu wurde der Blick verstärkt auf die widersprüchlichen Vollzugswirklichkeiten von Organisationen gerichtet, also nach den inneren Verarbeitungsprozessen (dem »Throughput«) gefragt, da nur dort zu erfahren war, wie Organisationen mit Mehrdeutigkeiten, Komplexität und Unsicherheit umgehen. Es rückt der Entscheidungsbegriff in den Mittelpunkt des organisationstheoretischen Denkens sowie die Frage nach den Ressourcen, die Organisationen aufbringen, um Entscheidungen fällen zu können. Diesem Komplex wird mit der organisatorischen Frage Rechnung getragen. Zunächst ist aber auf die bürokratische Frage zurückzukommen. Denn wie sehr Taylor auch davon überzeugt gewesen sein mag, den Antagonismus von Kapital und Arbeit durch wissenschaftliche Betriebsführungsmethoden einhegen zu können, die Durchsetzung des *scientific managements* beruhte auch auf der *Eingliederung* der sie verkörpernden Ingenieur*innen als »sci-

14 Letztlich schwebte Taylor eine Art Befriedung der Arbeiterschaft mit den Fabrikanten vor, da über eine gestiegene Produktivität und Effizienz infolge des *scientific managements* das Wirtschaftswachstum und damit die Gewinne der Unternehmen wie auch die Löhne der Arbeiter gleichzeitig gesteigert würden und eine Abwendung der typischen Verteilungskämpfe erreichbar schien. Bei Weber ist hingegen offensichtlich, dass die moderne Bevorzugung zweckrationaler Kalküle die gesellschaftliche Preisgabe wertrationaler Orientierungen befördern und zur weiteren Ausdifferenzierung in Wertsphären, die neue Auseinandersetzungen entstehen lassen, führen würde.

entific managers« in eine *Hierarchie*. Diese ist für die hier behandelte industrielle Frage von großer Bedeutung, da der Erfolg einer standardisierten, technokratischen Betriebsführung im hohen Maße von *Planungssicherheit* abhängt, die sowohl organisationsintern wie –extern durch die Definition und Einhaltung von Regeln erzielt werden soll.

3.3.2 Die bürokratische Frage

Die Frage von »Technologie und Einverständnis« verweist also unmittelbar auf die von »Funktionen von Regeln und Akteursstrategien«. Regeln wird gemeinhin zugesprochen, Verlässlichkeit zu produzieren und damit individuelle Orientierung und soziale Ordnung zu erzeugen. Als Normen stehen sie für eine »beobachtbare Gleichförmigkeit des Verhaltens«, die »soziale Bewertung von Verhalten« und »eine verbindliche Forderung eines bestimmten Verhaltens« (Fuchs-Heinritz et al. 1995: 466). Formale Regeln können als besonders voraussetzungsreiche Variante von Normen gelten, da es sich bei ihnen um eine »verbindlich geforderte soziale Verhaltensregelmäßigkeit, die in der Form einer gesatzten Regel (Gesetz) gegeben ist« (ebd.), handelt. Die Forderung bezieht sich also nicht nur auf ein bestimmtes Verhalten, das mit kollektiv erlassenen, satzungsmäßigen Vorschriften übereinstimmen soll, sondern gibt darüber hinaus einen Rhythmus vor, der das Erkennen eines konformen Verhaltens ermöglicht. Orientierung und Ordnung entstehen demnach in Teilen durch die Einhaltung einer zeitlichen Folge, die als Wiederkehr und Verkettung eines durch formale Gebote bestimmten Verhaltens aktualisiert wird. Soziale Regeln als Stabilität von Verhaltenserwartung und Verhaltensreproduktion bringen nicht nur soziale Ordnung mit sich, sondern erscheinen als Garanten für technischen Fortschritt und wissenschaftliche Erkenntnis.

In Max Webers herrschaftssoziologischer Perspektive sind alle drei Aspekte im gleichen Maße Gegenstand kapitalistischer »Betriebe« wie staatlicher »Behörden« (Weber 1980: 696, [1922]), da diese – wie weiter oben schon angedeutet wurde – als zentrale Erscheinungen eines universellen, okzidental rationalisierungsprozesses gelten. Diese Prozesse bereiten einem »bürgerlichen Betriebskapitalismus« den Weg, der auf der ökonomischen »Verwertbarkeit« der »mathematisch und experimentell exakt und rational fundamentierten Naturwissenschaften« (Weber 1986: 9, Hervorhebung im Original, [1920]) beruht. Gerichte, Kartellämter, Ministerien oder Maschinenbaubetriebe sind allesamt eminent wichtige Orte der kontinuierlichen (berufsmäßigen) Verfolgung formal gesatzter Regeln. Nach Webers Ansicht formen sie einen Typ »legaler Herrschaft«, der sich materialisiert als

»absolut unentrinnbare Gebanntheit unserer ganzen Existenz, der politischen, technischen und wirtschaftlichen Grundbedingungen unseres Daseins, in das Gehäuse einer fachgeschulten Beamtenorganisation, den technischen, kaufmänni-

schen, vor allem aber den *juristisch* geschulten staatlichen Beamten als Träger der wichtigsten Alltagsfunktionen des sozialen Lebens.« (ebd.: 2, Hervorhebungen im Original)

Wie Weber weiter anmerkt, bedarf die wirtschaftliche Kalkulation (mit seiner »rationalsten« Form der doppelten Buchführung) einer »Justiz und Verwaltung, deren Funktionieren wenigstens im Prinzip ebenso an festen generellen Normen rational kalkuliert werden kann, wie man die voraussichtliche Leistung einer Maschine kalkuliert.« (Weber 1980: 825, [1922]) Damit legte Weber die gesamte Existenz der modernen Gesellschaft in die Hände von geschulten Beamten einer rationalen Organisation, die so rational war, weil sie einer Maschine glich. Das Dasein des modernen Menschen findet sich in einem organisatorischen Gehäuse wieder, das so (stahl-)hart und berechenbar ist, wie die Maschinen in Taylors Industrieunternehmen rastlos tätig und effizient waren.

Webers tiefeschürfende Aussage entspringt seiner Konzeption des sog. Bürokratiemodells (auch Bürokratieansatz genannt). Er definierte die Herrschaft der Büros und Schreibtische als *idealtypischen* Ort, an dem sich eine Form der Rationalität etabliert, die die Möglichkeit von Plänen an die Existenz von Regeln bindet. Bürokratische Organisationen sind regelbasierte Gebilde, deren Eigenwert in der Geltung von Regeln begründet liegt. Die Regeln, die sie sich setzen, sind *formale* Regeln in dem Sinne, dass sie ein verbindliches und standardisiertes Set an Verhaltenserwartungen ausdrücken und somit einen normativen Charakter besitzen. Sie sind als formalisiert zu betrachten »to the extent that the rules governing behavior are precisely and explicitly formulated and to the extent that roles and role relations are prescribed independently of the personal attributes and relations of individuals occupying positions in the structure.« (Scott/Davis 2007: 27)

Die in der *Formalstruktur*¹⁵ festgelegten Regeln der Organisation sind zentrale Bestandteile ihrer Rationalität, da sie für alle Mitglieder einsehbar und verständlich, vom Willen und von Beziehungen des Einzelnen jedoch komplett unabhängig sein müssen sowie zugleich deren Verhalten steuern sollen. Hinzu kommen das »Prinzip der Schriftlichkeit« (Bonazzi 2014: 186), das die systematische Aufbewahrung aller Akten sicherstellt und gleichzeitig das Amtsgeheimnis begründet. Letzteres Prinzip erklärt sich aus der unpersönlichen Zweckprogrammierung von Bürokratien, die sich in verschriftlichten Strukturen und Abläufen (auch Formalisierung genannt) widerspiegelt und die für die Organisationsforschung lange Zeit als Garanten einer planbaren, rationalen Organisation fungierten. Sie sind entweder auf die Erfüllung extern definierter Zwecke (im Sinne eines gesetzlichen Auf-

15 Die Formalstruktur wird gemeinhin als jene sichtbar ausgewiesene, offizielle Struktur von Organisationen verstanden, die unterschiedliche Aspekte umfasst. Nach Preisendörfer (2016: 71, Tab. 4.1) sind dies: Arbeitsteilung, Koordination, Hierarchie, Delegation und Formalisierung.

trags, z.B. bei Gerichten oder Verwaltungsämtern der Fall) gerichtet oder werden (etwa im »Modell der »Ressourcenzusammenlegung«, siehe Coleman 1991) durch individuelle Akteur*innen gegründet, die ihre Ressourcen bündeln, um eine effiziente Erfüllung gemeinsam definierter Zwecke zu erreichen. Bürokratien sind insofern als Einrichtungen immer Mittel zu einem spezifischen Zweck. Zur Zweckerfüllung definieren sie *eigene Arbeitsstandards* und erzeugen eine auf horizontaler wie vertikaler Differenzierung basierende Struktur der *Hierarchie*. Im Sinne der horizontalen Differenzierung werden Aufgaben arbeitsteilig nach dem Prinzip der »eingeschränkten *Kompetenz*« (Bonazzi 2014: 186, Hervorhebung im Original) organisiert. Kein Mitglied bearbeitet also das gesamte Aufgabenspektrum, sondern spezialisiert sich als Inhaber einer Position oder Stelle auf Teilaspekte der Zweckerfüllung. Die Arbeitsteilung produziert ab einer bestimmten Organisationsgröße häufig das Bedürfnis nach vertikaler Differenzierung. Diese definiert die »Befehlsgewalten« (ebd.) innerhalb der hierarchischen Struktur der Organisation. Es werden Entscheidungsbefugnisse geregelt, die einer »Konfiguration« von Über- und Unterordnungsverhältnissen zulaufen. Typischerweise werden dort Dinge wie die Anzahl von Hierarchieebenen (steile/flache bzw. viele/wenige Hierarchieebenen) und Leitungsmodelle wie Ein-/Mehrliniensysteme und/oder Stabstellen geregelt.

Das Verhältnis von Struktur und Handlung wirkt hier gleichsam harmonisch integriert: die Mitglieder der Bürokratie agieren als Beamte arbeitsteilig aufgrund einer spezifischen Kompetenz und inmitten einer klar gegliederten hierarchischen Struktur. Zusammengenommen scheint ihr Handlungsspielraum also sachlich (Kompetenz), sozial (Hierarchie) wie zeitlich (kontinuierlich-hauptberuflich) determiniert. Die Bürokratie wirkt geradezu menschenleer. Wie auch Weber immer wieder betonte, funktioniere sie »ohne Ansehen der Person«. Gleichwohl ist dies

»auch die Parole des ›Marktes‹ und aller nackt ökonomischen Interessenverfolgung überhaupt. [...] Die Bürokratie in ihrer Vollentwicklung steht in einem spezifischen Sinn auch unter dem Prinzip des ›sine ira et studio‹ [ohne Zorn und Eifer, Anmerkung K. M.]. Ihre spezifische, dem Kapitalismus willkommene, Eigenart entwickelt sie um so vollkommener, je mehr sie sich ›entmenschlicht‹, je vollkommener, heißt das hier, ihr die spezifische Eigenschaft, welche ihr als Tugend nachgerühmt wird, die Ausschaltung von Liebe, Haß und allen rein persönlichen, überhaupt aller irrationalen, dem Kalkül sich entziehenden, Empfindungselementen aus der Erledigung der Amtsgeschäfte gelingt.« (Weber 1980: 661f., [1922])

Bürokratische Strukturen stehen für die Ausschaltung von persönlichen Motiven und Emotionen und das Ausmerzen aller »Irrationalität«, was dem Idealbild von einer kapitalistischen Produktion – wie schon bei Taylor zu sehen war – sehr nahekommt. Obgleich Weber selbst nur zu gut wusste, dass sein Idealtyp einer legalen Herrschaft nur zur theoretischen Differenzierung diene, jedoch schnell an *prak-*

tische Grenzen geriet. Für die Herrschaft des Büros, die sowohl auf staatliche wie privatwirtschaftliche Organisationen zutrifft, konstatiert Weber (ebd.: 673) wichtige Unterschiede:

»Überlegen ist der Sachkenntnis der Bürokratie nur die Sachkenntnis der privatwirtschaftlichen Interessenten auf dem Gebiet der ›Wirtschaft‹. Und auch das ›Geheimnis‹ als Machtmittel ist im Hauptbuch eines Unternehmers immerhin noch sicherer geborgen als in den Akten der Behörden. Schon deshalb ist die behördliche Beeinflussung des Wirtschaftslebens im kapitalistischen Zeitalter an so enge Schranken gebunden und entgleisen die Maßregeln des Staats auf diesem Gebiete so oft in unvorhergesehene und unbeabsichtigte Bahnen oder werden durch die überlegene Sachkenntnis der Interessenten illusorisch gemacht.«

Herrschaft wird zwar über unpersönliche und in der Sache gründende Befehlsketten *repräsentiert*, leitet sich aber von der praktischen Verfügung über verschiedenartige »Machtmittel« ab, die hier als formales Wissen (die »Sachkenntnis«) aber auch implizite Kenntnisse (das »Geheimnis«) gefasst werden. Aus Sicht von Weber ist die Buchführung (»Hauptbuch«) der bessere Ort, um klandestine Machtmittel in Anschlag zu bringen, als die Akte und Garant dafür, die »behördliche Beeinflussung des Wirtschaftslebens« einzudämmen. Ein Hinweis, dem im nächsten Kapitel und auch im empirischen Material weiter nachgegangen wird. Der angesprochene Zusammenhang verweist auf zweierlei: einerseits auf das Problem der Legitimität, den »Tatbestand des Bedürfnisses jeder Macht [...] nach Selbstrechtfertigung« (ebd.: 611). Die formale Legitimität wird qua der »rationalen Regeln« (ebd.: 612) verliehen, garantiert aber noch keine Herrschaft. So habe es der »Herr« im Zuge seiner Abhängigkeit vom Fachwissen der Beamten zunehmend damit zu tun, sich »der steigenden Übermacht des Fachwissens zu erwehren und ihm gegenüber in seiner Herrenstellung zu behaupten [...]. Er hält einen Fachmann durch andere im Schach und sucht sich durch jenes umständliche Verfahren selbst ein umfassendes Bild und die Gewissheit zu verschaffen, daß ihm nicht willkürliche Entscheidungen souffliert werden« (ebd.: 673).

Wie Parsons in seiner Übersetzung von Webers Werk »Wirtschaft und Gesellschaft« in einer Fußnote festhielt, trennt Weber hier nicht klar genug zwischen einer hierarchischen Amts- und einer wissensbasierten Fachautorität und unterschätzt letztere für sich in Anspruch nehmende »egalitäre Organisationsform der Professionellen« (vgl. Klatetzki 2012: 166). Neben Legitimität ist damit andererseits angezeigt, dass Zweckrationalität sich nicht aus hierarchisch gesetzten Formalstrukturen allein ergibt, da sie »keine natürliche Eigenschaft von Menschen [...], sondern selber eine Regel« (Priddat 2013: 426) ist. Damit rücken strategische Kompetenzen und Allianzen innerhalb von Organisationen bezüglich der *Anwendung von Regeln* in den Vordergrund. Weber thematisierte dies zwar, wollte es aber seinem hierarchischen Modell nicht einverleiben, da hiermit sein idealtypisches Ef-

fizienzpostulat der Bürokratie zur Disposition gestanden hätte. So beschrieb er eine »spezifizierte Kollegialität« (Weber 1980: 160, [1922]) in Behörden, sah diese aber kritisch, senke diese doch »unvermeidlich 1. die Promptheit der Entschlüsse, – 2. die Einheitlichkeit der Führung, – 3. die eindeutige Verantwortlichkeit des einzelnen, – 4. die Rücksichtslosigkeit nach außen und die Aufrechterhaltung der Disziplin im Innern« (ebd.: 164).¹⁶

Hierauf haben sich einige »postbürokratische« Konzepte konzentriert, die im Anschluss an Weber entwickelt wurden und die für den Gang der vorliegenden Argumentation von Belang sind. Sie gehen von der empirischen Beobachtung aus, dass die sachlich-unpersönlichen Verfahren und formal-hierarchischen Regeln bürokratischer Organisation nicht zwangsläufig temperierte, wohl abgewogene und damit »rationale« Handlungen ihrer Mitglieder begünstigen. Ebenso waren in den täglichen Verrichtungen der Bürokraten Langeweile, Indifferenz bis hin zu Apathie zu beobachten. Auch wurden vor dem Hintergrund monotoner, wenig fordernder Aufgaben andere Verhaltensweisen offenbar, die Autoren wie Michel Crozier und Erhard Friedberg (1979) bewogen, das idealtypische Bild der maschinellen Bürokratie zu verwerfen und stattdessen davon auszugehen, dass Bürokratien von Menschen bevölkert werden, die mikropolitisch agieren und über »Autonomie und Spitzfindigkeit« (Bonazzi 2014: 194) verfügen. Eine weitere sich hieraus ergebende Annahme ist, dass die bürokratische Organisation längst nicht die einzige (ideale bzw. optimale) Form von Organisation ist, der Organisationsbegriff vielmehr geweitet werden muss, da im Verlauf der Forschung unterschiedliche »Konfigurationen« (Mintzberg 1983) zum Vorschein kamen, die bürokratische Aspekte mit anderen Organisationsformen verbanden.

Der mikropolitische Ansatz von Crozier/Friedberg (1979) begreift die Organisation als Arena strategischer Konflikte von Akteur*innen um Macht. Die Organisation wird in dieser Perspektive nicht mehr als gegeben vorausgesetzt, sondern erscheint vielmehr als das stets prekäre Ergebnis einer fortlaufenden Auseinandersetzung um die Frage, ob Kooperation im Rahmen der Organisation sich weiterhin für alle daran Beteiligten auszahlt. Organisationen zeigen sich als »politisches und kulturelles Konstrukt, als Instrument, das sich soziale Akteure schmiedeten, um ihre Interaktion so zu »regeln«, dass sie das zur Verfolgung kollektiver Ziele notwendige Minimum an Kooperation erreichen und dabei noch immer ihre Autonomie als frei Handelnde bewahren« (ebd.: 111). Anstatt sich für formale *Regeln* in Organisationen zu interessieren, richten die Autoren den Blick auf die Art und Weise,

16 Neo-Weberianische Ansätze haben seither versucht Webers Disbalance im Sinne einer »polikratischen« (Waters 1989) bzw. strukturalistischen »kollegialen« (Lazega 2005) Organisationstheorie einzuhegen und das rationalistische Bürokratiemodell insofern ausdifferenzieren.

wie Akteur*innen ihr organisiertes Miteinander *regeln*. Die strategischen Organisationsanalysen (so wird der Ansatz mitunter bezeichnet) befinden sich also auf der unmittelbaren Ebene der Praxis, nämlich der Verhandlung und Anwendung von Regeln. Vermittelt wird dieser Vorgang durch Macht, die »als fundamentaler Mechanismus der Stabilisierung menschlichen Verhaltens« (ebd.: 39) betrachtet wird. Jedoch ist Macht keine individuelle Eigenschaft, sondern wird als *Beziehung* verstanden, die entsteht, wenn die Einzelinteressen der Akteur*innen »durch die Erreichung eines gemeinsamen Ziels bedingt werden« (ebd.).

Diese Interdependenz fassen Crozier/Friedberg mit dem Begriff des Spiels. Das Spiel wird als Begriff für organisationales Handeln ausgewiesen, das Organisationen ihren instrumentellen Charakter verleiht und nicht etwa die Verkettung von Zweck-Mittel Verhältnissen. Kollektives Handeln wird so anhand von »Merkmale und Regeln der impliziten, das beobachtete Feld strukturierten Spiele« (ebd.: 293) erforscht. Die implizite Logik von Spielpraktiken steht also im Fokus der Machtspiele, die Organisationen ausmachen. Die Macht der Spielenden bemisst sich daran, inwiefern sie in der Lage sind, Widersacher zu einem ihren Interessen nützlichen Verhalten zu bewegen. Dafür stehen ihnen vier grundlegende »Zonen der Ungewissheit« (ebd.: 51ff.) mit Blick auf das zur Disposition stehende Kooperationsverhalten zur Verfügung:

- Expertenwissen, das häufig auf einem spezifischen praktischen Betriebswissen fußt und nicht ohne weitere Kosten von den Kontrahenten erlangt werden kann;
- Umweltbeziehungen, die als Beziehungskapital zu wichtigen Kontakten nach außen eingesetzt werden;
- Kontrolle über Informationsflüsse und Kommunikationskanäle;
- Sowie die Nutzung von organisationalen Regeln, als Mittel zum Schutz vor Willkür von oben und Autonomie von unten.

Organisationen sind so besehen von Unsicherheit bestimmt, die Akteur*innen strategisch für sich zu nutzen wissen. Tatsächlich taucht hier schon, wie dies bei der organisationalen Frage zu beobachten sein wird, die Idee auf, dass Unsicherheit in Organisationen etwas Alltägliches ist, das sich aus den *unterschiedlichen Ansprüchen* und zu bearbeitenden Logiken ergibt, die in Organisationen stets kopräsent sind. Daraus resultiert die Annahme, dass Unsicherheit mitunter etwas Produktives ist, gar eine *Ressource* darstellen kann, und nicht das ultimative Ende von Effizienz, Rationalität und Zweckgebundenheit bedeuten muss. Dieser Gedanke wird im nächsten Unterkapitel zur »organisatorischen Frage« erneut aufgegriffen.

Zuvor muss noch ein anderer Strang postbürokratischer Forschungen diskutiert werden. Er geht von der Beobachtung aus, dass ein spezifisches Wissen be-

stimmter Berufsgruppen weitreichende Konsequenzen für die Ausgestaltung von bürokratischen Organisationen hat, die Weber im Rahmen seines herrschaftstheoretischen, rational-formalistischen Modells unterschätzte. Es kommt seit Parsons' oben bereits thematisierter Fußnote und den daran anknüpfenden Arbeiten auf die gesellschaftstheoretische Einsicht an, dass Professionen in modernen Gesellschaften eine bedeutsame, wenn auch umstrittene Rolle spielen (vgl. z.B. Abbott 1988; Freidson 2001; Oevermann 1996, 2006; Parsons 1968; Stichweh 1993, 2000; Vogd 2017a). Professionen werden seither als Formen der Berufsausübung sozialer Gruppen untersucht, deren eigenständige soziale Organisation darauf beruht, die Erlangung wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie Meisterung und Anwendung technischer Kompetenzen als »generalized cultural tradition« eigenverantwortlich zu vollziehen und zu kontrollieren. Insofern geben Professionen »primacy to the valuation of cognitive rationality as applied to a particular field« (Parsons 1968: 536). Parsons sah in diesem »professional complex« eine herausragende kognitive Rationalität innerhalb der Gesellschaft begründet, die weder auf die Erreichung ökonomischer Effizienz gerichtet ist, noch sich für die Erlangung politischer Macht bzw. Herrschaft interessiert (Parsons, ebd.: 545f. formuliert noch drastischer: »that the professional complex, [...] has already become the most important single component in the structure of modern societies [...] in such a way as to render obsolescent the primacy of the old issues of political authoritarianism and capitalistic exploitation«; siehe hierzu auch Freidson 2001 sowie Stichweh 2000 kritisch aus Sicht einer funktional differenzierten Gesellschaftstheorie).

Entscheidend für die professionelle Form von Rationalität ist, dass sie einerseits den akademischen Disziplinen – klassischerweise werden hier Medizin und Recht angeführt – angehört und zugleich deren jeweiliges *Wissen praktisch* mit Blick auf Probleme einer spezifischen Klientel anwendet. Wie Parsons (1968: 536) festhält, sind Professionelle daher »neither ›capitalists‹ nor ›workers‹, nor are they typically governmental administrators or ›bureaucrats‹.« Gleichwohl arbeiten Professionelle in Organisationen, so z.B. in Anwaltskanzleien, Universitäten oder Krankenhäusern. Mit Blick auf Webers Bürokratiemodell und die strategische Organisationsanalyse von Crozier/Friedberg, die soeben eingeführt wurde, wird klar, dass sich die Verhältnisse in bürokratischen Organisationen komplexer darstellen und damit noch nicht abschließend beschrieben sind. Es bleibt der Eindruck festzuhalten, dass weder der bürokratische Idealtyp besonders aufschlussreich ist, noch die *eine* optimale Organisationsform existiert, sondern in der organisationalen Praxis eher mit der Koexistenz hierarchisch-formaler, mikropolitischer und professioneller (und möglichen anderen) Rationalitäten zu rechnen ist, die in einem variablen Verhältnis zueinanderstehen, mitunter gar miteinander verschränkt werden, sich jedenfalls nicht zwangsläufig widersprechen müssen.

Einen Vorschlag, Organisationen in diesem Sinne in Typen zu differenzieren, die unterschiedliche »Konfigurationen« aufweisen, hat Harry Mintzberg (1983;

1991:107-126) vorgelegt. Er betrachtet Organisationen im Anschluss an den sog. situativen bzw. Kontingenzansatz als *variable designs*. Organisationen arrangieren in »Netzwerken von Beziehungen« (Mintzberg 1991: 107) ihre Grundbestandteile so, dass ein harmonisches Ganzes entsteht, da es darauf angelegt ist, externen wie internen Erfordernissen möglichst gerecht zu werden. Zu den Grundbestandteilen zählt Mintzberg (vgl. 1991: 109-111 und Abb. 6.1) die »strategische Spitze«, das »mittlere Linienmanagement«, den »operativen Kern«, die »Technostruktur« sowie die »unterstützenden Einheiten«. Das Schema wird nun anhand der »professional bureaucracy« bzw. professionellen Organisation verdeutlicht, auch, weil diese für den empirischen Gegenstand der vorliegenden Arbeit – das zeitgenössische Krankenhaus – nach wie vor instruktiv erscheint (vgl. für einen Überblick zu professionellen Organisationen Klatetzki 2012; die insgesamt sieben Organisationstypen bei Mintzberg 1991: 120). Ausgehend vom Weber'schen Bürokratiemodell – das Mintzberg als »machine bureaucracy« bezeichnet – unterscheiden sich professionelle Bürokratien wie folgt: »[...] whereas the Machine Bureaucracy relies on authority of a hierarchical nature—the power of office – the Professional Bureaucracy emphasizes authority of a professional nature – the power of expertise.« (Mintzberg 1983: 192). In Expertenbürokratien ergibt sich die formale Autorität seiner Mitglieder demnach nicht aus der hierarchischen Position, sondern aus der Expertise, über die jeweils verfügt wird. Gleichwohl sind sie in dem Sinne bürokratisch, dass sie über vertikale und horizontale Differenzierung und damit Hierarchien verfügen, Zweckprogrammierung kennen und hierfür Strukturen und Abläufe in Form eines Organigramms schriftlich fixieren. Allerdings liegt hier bereits ein wichtiger Unterschied begründet, da maschinelle Bürokratien ihre standardisierten Arbeitsabläufe *selbst* definieren, Expertenbürokratien diese hingegen von *außerhalb* empfangen, nämlich von den sich selbst verwaltenden, professionellen Berufsgruppen – der »company of equals« (Parsons 1947: 60) – und deren berufspolitischen Organen, denen die Mitglieder der unterschiedlichen Expertenbürokratien zugleich angehören. Im medizinischen Bereich etwa setzen medizinische Fachgesellschaften und Ärztekammern, denen alle Ärzt*innen verpflichtend angehören, den Behandlungspraktiken sowie Aus- und Weiterbildungsverfahren durch »Leitlinien«, Empfehlungen sowie Aus- und Weiterbildungsordnungen, die im fachlichen Einvernehmen entwickelt und publiziert werden, enge Grenzen. Sie geben diagnostische Checklisten an die Hand, benennen therapeutische Behandlungsoptionen und informieren über Ergebnisse zu deren therapeutischen Wirkungen, klären über psychosoziale Faktoren bei spezifischen Patient*innengruppen bzw. Erkrankungen auf, definieren, welche Fertigkeiten Ärzt*innen im Rahmen ihrer Weiterbildungen erlernen müssen und dergleichen mehr.

Arbeitsabläufe in der Expertenbürokratie sind stark entlang eines operativen Kernbereichs (»operating core«) organisiert, in dem das professionell erworbene

Wissen stets *am Einzelfall* gezielt zur Anwendung kommt. Interessanterweise liegt das Hauptaugenmerk des *Wissenserwerbs* auf der *Wissensanwendung* durch den Professionellen, der sich in einer »repetitive practice« ergeht, um einen »automatic reflex« (Spencer 1979: 1179, zit.n. Mintzberg 1983: 190) zu generieren. Professionelle erhalten in ihrer Ausbildung zwar ein »formal technical training« (Parsons 1968: 536), es erscheint aber wichtiger, die technischen Kompetenzen so lange zu trainieren, bis sie zu verkörperlichten Reflexen geronnen sind, die dann reflexiv nicht mehr ohne Weiteres zugänglich sind. Die vom einflussreichen US-amerikanischen Chirurgen Frank Spencer selbst als Kochbücher bezeichneten, schematischen Trainingsanleitungen für Chirurgen umfassten »even for ›complex‹ operations, the essential steps as chains of thirty to forty symbols on a single sheet, to ›be reviewed mentally in sixty to 120 seconds at some time during the day preceding the operation« (ebd.: 1182, zit.n. Mintzberg 1983: 190). Das Wissen des Professionellen (vor allem der Ärzt*innen) ist demnach sehr stark auf den »praktischen Sinn«, wie er oben mit Bourdieu (vgl. 3.2) eingeführt wurde, gerichtet. Einen medizinischen Eingriff seinem Zweck nach mental verstanden zu haben, reicht nicht aus. Das Prozedere selbst muss zur Vorbereitung so weit verinnerlicht werden, bis ein quasi-automatisches Abspielden des Handlungsskripts erreicht ist.

Das praktische Üben und Einschleifen ist damit gut mit einem Algorithmus vergleichbar, da es prozedural – Schritt für Schritt – festlegt, was in einer generischen Verkettung von regelmäßig zu vollziehenden Praktiken mit Blick auf den *Einzelfall* zu tun ist (siehe auch Serres 2013: 69f., der hiermit die Rechtswissenschaft und die Medizin als Vorläufer der Digitalisierung entdeckt; für eine Kritik an dieser Einordnung, siehe Maio 2017). In diesem Sinne verfolgen (professionelle) Organisationen nicht bloß Zweckprogramme, sondern führen ihre Mitglieder bzw. Expert*innen (in diesem Fall extern definierte) »Konditionalprogramme« (vgl. Luhmann 2006) aus, die nach dem Wenn/Dann-Schema operieren und auf gewissen Schematisierungen und Kategorisierungen (einem Schubladendenken bzw. »pigeonholing process«, Mintzberg 1983: 192ff.) beruhen. Gleichwohl, bemerkt Mintzberg, sei die Komplexität ärztlicher Praktiken so groß, dass ein beträchtlicher Ermessensspielraum (»considerable discretion«) zuungunsten einer vollständigen Standardisierung der Behandlungsprozesse von außen erhalten bliebe (siehe auch Maio 2017). Dementsprechend sind eine interne bürokratische Aufsicht, formale Regeln zum Erhalt der Arbeitsqualität sowie hierarchische Anweisungen – jenseits der professionellen Gruppe – in der Regel nicht oder nur unwesentlich implementiert, da das hierfür nötige Wissen für eine adäquate Unterweisung schlichtweg zu komplex erscheint. Dies erklärt auch, weshalb ein für Industriorganisationen typisches mittleres Linienmanagement (wie bei Taylor beschrieben) hier meist nicht existiert, obwohl operative Abteilungen mitunter sehr groß sein können.

Die fehlende »Autoritätshierarchie zwischen dem operativen Kern und der strategischen Spitze« (Mintzberg 1991: 109) in Form des mittleren Managements zeigt zugleich an, dass die »strategische Spitze« nicht sonderlich ausgeprägt ist. Der fehlende administrative »Wasserkopf« (sog. »Overhead«) der Expertenbürokratie ist auf ihren hohen Grad an horizontaler *Dezentralisierung* (vgl. Mintzberg 1991: 120) zurückzuführen. Diese ermöglicht den Professionellen, ihre Aufgaben relativ entkoppelt von anderen Organisationseinheiten mit einer ausgeprägten Autonomie, auch vom eigenen Kollegium, und mit möglichst geringem Koordinationsaufwand auszuführen. Keine Produktionstermine oder Fertigungslinien (oder andere Prozessabläufe der »Technostruktur«) können in der professionellen Bürokratie die Art und Weise bestimmen, wie ein Experte seine Entscheidungsspielräume nutzt. Auch weil Ihre Arbeit am Klienten ausgerichtet ist, damit interaktiv und doch durch eine ausgeprägte Wissensasymmetrie gekennzeichnet, erfolgt die Kontrolle der Tätigkeiten meist retrospektiv (nachdem Fehler oder Beanstandungen aufgetreten sind) und gemeinsam mit dem Kollegium. In einem auf gegenseitiger Konsultation und Beteiligung basierendem »mutual adjustment« (Mintzberg 1983) wird dann kollektiv darüber befunden, ob individuelles Fehlverhalten vorliegt oder kollektive Regeln den Vorfall begünstigt haben, die daraufhin überarbeitet werden müssen. All dies schwächt die Position eines Managements bzw. von Verwaltungseinheiten, die darüber hinaus noch von den *professionell* verbundenen Experten kollektiv unter Druck gesetzt werden können, Entscheidungen in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Umgekehrt begründet die Form der Arbeitsteilung Zweifel an der Homogenität der professionellen Berufsgruppe, die sich innerhalb dezentraler Einheiten (insbesondere im Krankenhaus) auch *fachlich* weiter ausdifferenziert und häufig in relativ segregierten Organisationskulturen (vgl. Schein 1985, 1996) mit je eigenem »Silo-Denken« (vgl. Stone 2004; Vahs 2015; für das Krankenhaus siehe Saalfeld et al. 2008: 49ff.; Behar et al. 2016) fortbestehen. Dort sind geteilte Annahmen innerhalb professioneller Gruppen ebenso Alltag wie fachliche Auseinandersetzungen, die auf »mimetischer Rivalität« (Girard 1997) beruhen, zwischen ihnen.¹⁷ Genau so ist aus organisationstheoretischer Perspektive auch nicht zu übersehen, dass Professionelle trotz ihrer Autonomie und Zugehörigkeit zur professionellen peer-group gleichzeitig auch Organisationsmitglieder sind, womit angezeigt ist, dass sie Mitgliedschaftsregeln unterworfen sind, die ihren professionellen Motiven oder

17 In der Medizin wird klassisch, wie später in der empirischen Analyse (vor allem unter 6.2) noch zu zeigen ist, zwischen Fachbereichen unterschieden. Dort hat sich insbesondere eine innerprofessionelle Differenz zwischen internistischen (»sprechenden« bzw. einer »Narrativ-Medizin«) und stark operativ ausgerichteten, chirurgischen (»schneidenden« bzw. einer Apparatemedizin«) Fächern herausgebildet, die auf unterschiedliche medizinische Praktiken und auch korrespondierende Medizintheorien verweisen.

denen ihres Kollegiums zuwiderlaufen können und es daraufhin mitunter zu Anpassungsleistungen kommt. Insofern treffen in der Umwelt der Expertenbürokratie gesetzte Regeln auf Regeln, die sich die Organisation selbst setzt. Hinzu kommt das individuelle Betriebs- bzw. Anwendungswissen der Expert*innen, in dem diese Widersprüche kulminieren und die mit Entscheidungsprämissen und -pressionen der Organisation verhandelt werden müssen. Um diese komplexen Verhältnisse und Spannungen beschreiben zu können, braucht es ein Organisationsverständnis, das weder bei der Standardisierungskultur eines technokratischen Industriebetriebes, noch bei der formalhierarchischen Regelkultur einer Bürokratie stehenbleibt, sondern Ereignisse und Situationen in den Blick nimmt, in denen das Ringen mit Mehrdeutigkeit, Unsicherheit und Unwissen den *modus operandi* von Organisationen ausmacht. Hier kommt die von Bonazzi gestellte »organisatorische Frage« nach Entscheidungen und Ressourcen ins Spiel, der sich nun gewidmet wird.

3.3.3 Die organisatorische Frage

Wird also bei der Beschreibung des Grundproblems von Organisationen nicht auf die möglichst geräuschlose, effiziente Steuerung infolge szientistischer Methoden bzw. formaler Regelsetzung und -befolgung durch eine hierarchische Struktur abgestellt, rückt die Frage in Vordergrund, was Organisationen selbst aus sich machen und wie sie dies tun. Wie Bonazzi (2014: 19) ausführt, ging es in diesem »am stärksten uneinheitlichen« Strang zunächst darum, einen allumfassenden Organisationsbegriff zu finden, der in der Lage sein würde, die beiden anderen Fragen zu integrieren. Das Verständnis von Organisationen entwickelte sich weg von einem der bürokratischen Frage inhärenten idealistischen, später eher pessimistischen Blick auf die »Dysfunktionen bürokratischer Apparate« (ebd.: 20) und hin zu einer optimistischen Sichtweise. Organisationen wurden – allen voran im Strukturfunktionalismus (à la Parsons) – zunächst als Beitrag zur Harmonisierung der Gesellschaft betrachtet, da sie als »integrierte und legitimierte soziale Systeme« (ebd.) galten. Selbst in neoklassisch geschulten ökonomischen Ansätzen, wie der Institutionenökonomik (siehe den frühen, 1937 erschienen und sehr einflussreichen Aufsatz von Ronald Coase), wird ein Loblied auf Organisationen angestimmt. Sie werden dort als kostengünstige Alternative zur dezentralen, vermeintlich effizienten Koordination durch Preissignale auf Märkten ausgerufen. Was sich später zur Transaktionskostentheorie (vgl. Williamson 1981; North 1992) ausbuchstabieren sollte, beruht auf der Einsicht, dass Organisationen über »vertikale Integration« einen Vorteil gegenüber Märkten mit Blick auf Informations-, Vertrags-, Überwachungs-, Durchsetzungs- und Anpassungskosten haben können und somit in spezifischen Konstellationen geringere Transaktionskosten auslösen.

Vertikale Integration markiert das Erscheinen der »visible Hand« von Großunternehmen, deren Aufkommen Alfred D. Chandler (1977) als »managerial revolution« bezeichnet hat. Revolutionär daran ist der Konzentrationsprozess, der durch den Aufbau von Hierarchien und umfassenden Kontrollorganen in Form des (mittleren) Managements erlaubte, Leistungen aus einer Hand anbieten zu können und damit Kostenvorteile gegenüber unzähligen hierfür nötigen Markttransaktionen zu erzielen. Die Idee einer effizienten Koordination durch die »invisible Hand« (siehe weiter oben unter 2.1 sowie zur Ideengeschichte Sedláček 2012) des Marktes steht die Einsicht entgegen, dass der Anstieg organisationaler Kapazitäten de facto zur Dominanz marktbasierter Koordination zwischen Anbietern und Nachfragen durch große Organisationskomplexe führt. Dies verstärkt noch den Eindruck, die neue Macht der Organisation basiere auf der technischen oder formalen Rationalität, die hier als Folge von »unpersönlichen Funktionen von Systemen« (Bonazzi 2014: 20) auftreten.

Tatsächlich aber werden Organisationen spätestens seit den 1970er Jahren – getragen von konstruktivistischen Perspektiven – zunehmend vielschichtiger und ambivalenter beschrieben. In Abgrenzung vom »rational actor model« gilt neueren Beschreibungen von Organisationen seither folgende skeptische Beschreibung als instruktiv:

»[...] structural elements are only loosely linked to each other and to activities, rules are often violated, decisions are often unimplemented, or if implemented have uncertain consequences, technologies are of problematic efficiency, and evaluation and inspection systems are subverted or rendered so vague as to provide little coordination.« (Meyer/Rowan 1977: 343)

Ein niedriges Niveau an bürokratischer Koordination, Regelverletzungen, nicht umgesetzte oder nicht intendierte Nebenfolgen produzierende Entscheidungen, ineffiziente Technologien und fehlende Transparenz infolge partikularer Interessen gerinnen zur neuen Organisationswirklichkeit, die weit entfernt scheint vom Weber'schen Idealtypus einer rationalen, gut geölten Organisationsmaschine sowie wissenschaftlich perfekt gemanagten Industrieunternehmen. Der Idealismus bzw. Optimismus der frühen Beschreibungen wird langsam aber sicher abgelöst durch einen *Realismus des Unwahrscheinlichen*. Die Existenz von Organisationen wird zunehmend fragwürdig und daher auch erklärungsbedürftig. Der Umstand, dass sie sich explizite Regeln und eine Hierarchie geben, auf ein optimales Verhältnis von Zwecken und Mitteln gerichtet sind und dergleichen mehr begründet noch keine hinreichend empirisch gesättigte Beobachtung des Gegenstandes »Organisation«. Weil der Gegenstand eine feinere, eigensinnigere Kontur erhält, wird auch die generelle »Annahme eines gesellschaftlichen Auftrags [...] zunehmend unplausibel: Organisationen jeglicher Art sind mindestens so sehr

am Nachschub der Probleme, die sie lösen können, interessiert, wie an der Lösung der Probleme.« (Baecker 2017: 35)

Im Verlauf seiner Entwicklung hat die Organisationsforschung sich daher auch zunehmend der »Dark Side of Organizations« (Vaughan 1999) gewidmet und die *Grenzen ihrer spezifischen Rationalität* ausgelotet. Missgeschicke, Unfälle und unerwünschte Nebeneffekte organisationaler Entscheidungen werden zwar weiterhin häufig als Abweichung von der Regel angesehen oder in ökonomischen Ansätzen mit externen Effekten erklärt. Nichtsdestotrotz kommt organisationales Scheitern stärker in den Blick (vgl. etwa Meyer/Zucker 1989; Junge 2004; Bergmann et al. 2013). Fehler und Irrationales werden bisweilen sogar zur Formalstruktur von Organisationen gerechnet (vgl. DiMaggio/Powell 1991: 13), Katastrophen und Unfälle erscheinen als Ausfluss schwer unkontrollierbarer Technologien, die in der Folge »normale Katastrophen« produzierten (vgl. Perrow 1992). Koordinationsprobleme zwischen Unternehmensbereichen oder Personalgruppen werden als kommunikativ eingeschliffene Gewöhnungseffekte sichtbar, die zu verhängnisvollen Entscheidungen führen (z.B. bei der Challenger Katastrophe 1967, vgl. Vaughan 1996).

Bereits mit den Arbeiten von Herbert Simon und der Entwicklung der sog. Verhaltenswissenschaftlichen Entscheidungstheorie (siehe z.B. Simon 1955; Cyert/March 1963) in den 1950er bis 1960 Jahren wurde in diesem Sinne ein ganz anderer Blick auf Organisationen frei. Problemlösungskapazitäten werden dort nicht an explizite Regeln und bürokratische Koordinationsmechanismen gebunden, sondern an das Treffen von *Entscheidungen*. Das im Mittelpunkt der Theorie stehende tatsächliche Verhalten in Organisationen wird – hierin besteht zunächst die folgenschwere Abkehr – auf der Ebene einer *begrenzten Rationalität* (»bounded rationality«) seiner Mitglieder verortet. Organisationen existieren nicht unabhängig von ihren Mitgliedern, sind demnach nicht auf Funktionen oder Zwecke reduzierbar, sondern im Gegenteil als kooperative Systeme zu begreifen (siehe hierzu bereits Barnard 1948). In der Verhaltenswissenschaftlichen Entscheidungstheorie verfügt der Einzelne nur über begrenzte Kapazitäten der Informationsverarbeitung und eine begrenzte Motivation zur Mitarbeit. Ferner strebt er häufig nicht nach optimalen Lösungen, sondern nur nach solchen, die zufriedenstellend (»satisficing«) sind (vgl. Simon 1956).

Karl Weick (1995) hat im Anschluss an Simon et al. den Blick auf Organisationen insofern weiter radikalisiert, als dass bei ihm die Existenz von Organisationen einzig und allein in den kognitiven Akten der Sinnerzeugung seiner Mitglieder zu suchen ist, die mit dem *Prozess des Organisierens* in eins fallen. Formale Hierarchien, wissenschaftlich-methodisch erzeugte Regeln oder Ablaufpläne existieren bei Weick nur insoweit sie für Einzelne infolge retrospektiv verlaufender Prozesse der Sinnerzeugung (*sensemaking*) kognitiv verfügbar sind. Das individuelle *sensemaking* vollzieht sich dabei in drei Phasen: zunächst wird das »Rohmaterial seines Erlebens« mit vorangegangenen Erfahrungen verglichen und hierdurch geordnet.

Die Signale einer überkomplexen Umwelt werden so in einem ersten Schritt mit Sinn angereichert und damit gestaltet (»enactment«). Daraufhin kommt es zu seiner Auswahl (»selection«) sowie zuletzt durch Akkreditierung oder Diskreditierung (»retention«) zu einer Neuordnung der kognitiven Landkarten. Wichtig ist hierbei: »damit Innovation möglich bleibt, muss die gestaltete Umwelt Spannen der Mehrdeutigkeit offenhalten, weil nur so neben den überkommenen und gut bekannten auch alternative Interpretationen entstehen können« (Bonazzi 2014: 366).

Es entsteht insofern ein *evolutionäres* Bild von Organisationen, die durchaus in der Lage sind, ihren eigenen Weg im kontinuierlichen Fluss umweltbedingter Unwägbarkeiten durch die Produktion und Auswahl von Alternativen qua Entscheidung zu gehen, aber nicht im Sinne »rationaler Änderungsplanung« (Luhmann 2006: 349) wissen können, ob diese Entscheidungen tragen werden. Die Berücksichtigung von Überkapazitäten (»organizational slack«) und des »organisatorischen Schlendrians« (ebd.) dient mitunter auch dazu, immer wieder neue Alternativen im Blick behalten zu können, da es sonst zu Trägheit und Dienst nach Vorschrift kommt. Das evolutionäre Konzept des Organisierens macht es für Organisationsmitglieder wie externe Beobachter*innen (etwa Organisationsforscher*innen) mitunter schwierig, zweifelsfrei in Erfahrung zu bringen, was Organisationen sind, denn Intransparenz, Temporalität und Latenz gehören fortan zu ihren festen Bestandteilen. Der Blick wendet sich von Wesensfragen (Was sind Organisationen?) ab und richtet sich auf Prozesse und Praktiken (Wie organisieren Organisationen?). Technologische Prämissen, Formalstrukturen, explizite Regeln und wissenschaftliche Managementmethoden werden nicht bedeutungslos (im Gegenteil sind derlei Aspekte in modernen Organisationen mehr denn je zu registrieren), aber doch in ihrer Bedeutung relativiert. Sie fungieren nicht mehr als lieb gewonnene Bestandsgarantien, sondern werden zu *Dispositionen*, die relativ zum jeweiligen situativen Kontext als Ressourcen aber auch als Hindernisse fungieren können.

Mit Blick auf ihr Entscheidungsverhalten weisen sich Organisationen dann mitunter als »organisierte Anarchien« (Cohen et al. 1972) aus, da sie unter der Maßgabe schwer zu operationalisierender Ziele, wechselnder Entscheidungsteilnehmer und unvollkommener Technologien ihre Entscheidungen zu treffen haben. Sie leben häufig über ihren Verhältnissen, produzieren »organizational slack« (Cyert/March 1963), ob intendiert oder nicht und verhalten sich daher nicht so, wie es die Effizienz- und Gleichgewichtsmodelle der ökonomischen Theorien annehmen. Die Verhaltenswissenschaftliche Entscheidungstheorie legt vielmehr nahe, den Entscheidungsmodus von Organisationen nach der Vorlage eines »Mülleimer-Modells« (ebd.) zu konzipieren. Dort wird angenommen, dass alles, was von Relevanz für Organisationen ist, als Entscheidungsvariable in einem fiktiven Mülleimer gesammelt und eher zufällig denn systematisch-kausal vor dem Hintergrund der situativen Verfügbarkeit herausgezogen wird. Der Gegenstand des Organisatori-

schen ist damit stets nur aus einer inhärenten *Unsicherheit* heraus zu bestimmen (vgl. für einen Überblick zum Zusammenhang von Organisation und Unsicherheit, Apelt/Senge 2015).

Wenn der Bestand von Organisationen generell unsicher erscheint, spielen *Ressourcen und Entscheidungen* eine besondere Rolle. Über Ressourcen und Entscheidungen konstituieren sich Organisationen im Innern, zugleich markieren sie deren Verhältnis zu einem Außen, zu ihrer organisationalen *Umwelt*. Denn weder die Verfügungsgewalt über »ausreichende« Ressourcen (wie viel ist genug?) noch das Fällen »richtiger« Entscheidungen (wann und unter welcher Perspektive ist eine Entscheidung richtig?) kann einzig mit wissenschaftlichen Methoden, der Verlässlichkeit des Personals noch durch bürokratische Regeln zweifelsfrei gesteuert und auf alle Zeit gesichert werden. Zugleich werden Managementmethoden (und deren Moden) in der Umwelt von Organisationen entwickelt und propagiert, neue Mitglieder müssen von Universitäten oder anderen Organisationen rekrutiert werden und Regeln sowie Aktivitäten nicht selten an neue Standards und gesetzliche Vorschriften, die extern erzeugt werden, angepasst werden.

Die externe Kontrolle von Organisationen *durch* Organisationen, die sich gegenseitig Ressourcen zur Verfügung stellen, hat insbesondere die Theorie der Ressourcenabhängigkeit (»resource dependence theory«, kurz RDT) von Pfeffer und Salancik (1978) herausgearbeitet. In ihrem Buch »The External Control of Organizations: A Resource Dependence Perspective« entwickeln die Autoren eine konflikttheoretische Sicht auf Organisationen, die vom steten existenziellen Kampf um die Beschaffung von Ressourcen aus ihrer Umwelt geprägt werden. Ihre Entscheidungen sind daher als Ausfluss von Transaktions- und Austauschmustern mit der Umwelt zu verstehen und nicht aus »internal dynamics and the values and beliefs of leaders« (ebd.: XI). Da dies als Prämisse aller Organisationen gilt, stehen Organisationen und ihre Entscheidungen folglich in einem ressourcenbasierten Interdependenzverhältnis zueinander. Zwar gestaltet jede Organisation sich in Aushandlungsprozessen mit anderen Organisationen seine eigene spezifische Umwelt (»enacted environment«, diese Überlegung übernehmen sie von Karl Weick), ihre konstitutive *Abhängigkeit* vom Zufluss überlebenswichtiger Ressourcen durch ihre Umwelt aber scheint nicht auflösbar. Ressourcen werden breit definiert, als etwas, dass »can be almost anything that is perceived as valuable« (Pfeffer 1992: 97). Es wird noch zu zeigen sein, dass dies eine nicht ganz unproblematische Setzung ist.

Was sichert nun aber die kontinuierliche Ausstattung mit Ressourcen? Für Pfeffer/Salancik erklärt sich die Ausstattung mit Ressourcen nicht über die technische Effizienz organisationaler Aktivitäten. Wichtiger es ist für sie, die »Bedeutung symbolischer Ressourcen in der Steuerung von Organisationen zu unterstreichen« (Bonazzi 2014: 359). Hier legen sie den Fokus auf die Fragen von Macht und des geschickten politischen Agierens (»strategic choice«), der die Autoren dazu veranlasst, die entscheidende Fähigkeit von Organisationen darin auszumachen, eine

»coalition large enough to ensure survival« (Pfeffer/Salancik 1978: 25) zu begründen. Die Effektivität politischer Macht siegt über wirtschaftliche Effizienz: Organisationen werden damit selbst zu »markets for influence and control« (ebd.: 24), die relativ unabhängig vom einzelnen Mitglied oder einer Gruppe besteht, aber nur insoweit sie in der Lage ist, deren Aktivitäten zu kontrollieren. Organisationen sind eingebettet in ein dichtes Geflecht von Beziehungen und Abhängigkeiten (»embedded in networks of interdependencies« ebd.: XII), in der jede Organisation danach strebt, die jeweils anderen Organisationen zu kontrollieren, ohne dass sich dies negativ auf deren Bereitschaft auswirkt, die Organisation weiterhin mit Ressourcen zu versorgen.¹⁸ Wie kann dies gelingen? Die Kontrolle endet für Pfeffer/Salancik immer dort, wo Organisationen ihre *Effektivität* einbüßen. Während wirtschaftliche Effizienz lediglich als *interner* Leistungsindikator von Organisationen veranschlagt wird, betrifft die Effektivität das Vermögen von Organisationen, ihre *externen* Evaluatoren zufrieden zu stellen: »Effectiveness is an external standard applied to the output or activities of an organization« und »[...] involves how well the organization is meeting the needs or satisfying criteria of the evaluator« (ebd.: 34).

Im Mittelpunkt steht also die Frage nach der Legitimität dessen, wofür Organisationen in Ihrer Umwelt wahrgenommen werden. Hier ergeben sich Anschlüsse an den soziologischen Neo-Institutionalismus¹⁹ (im Folgenden mit SNI abgekürzt; vgl. DiMaggio/Powell 1983; Meyer/Rowan 1977; Scott 1995; Zucker 1983; für einen Überblick siehe Powell/DiMaggio 1991) der ebenfalls dem Problem des Ressourcenzuflusses mit Rekurs auf organisationale Umwelten und symbolische Ressourcen zu lösen sucht. Allerdings entspringt die Theorieanlage einer *Konformitäts- und Homogenisierungsthese*. Konflikthafte, politische Aushandlungs- und Austauschprozesse stehen eher im Hintergrund, wichtiger ist eine *compliance* mit den Anforderungen der organisationalen Umwelt, die als von den konkreten organisationalen Aktivitäten unabhängig erscheinen. Die These lautet zunächst ähnlich: der Erfolg von Organisationen liegt nicht in erster Linie in ihrer technischen Rationalität begründet, die durch eine Formalstruktur abgebildet wird. Vielmehr reflektiert die Formalstruktur institutionalisierte Erwartungen der organisationalen Umwelt. In der Konsequenz ist es dann nicht – wie bei Pfeffer/Salancik – das mikropolitische Geschick bzw. die Effektivität im Umgang mit Ressourcengebern in der Umwelt, die das Überleben von Organisationen sichert, sondern die ihnen (extern wie intern) verliehene Legitimität.

18 Hieraus ergeben sich Anknüpfungspunkte an die netzwerktheoretischen Arbeiten von Harrison White, vgl. ders. (1992).

19 Siehe Selznick (1996) zur Abgrenzung des »alten« vom »neuen« Institutionalismus. Die alten wie neuen institutionalistischen Theorien gehen ferner davon aus, dass »informal structures deviate from and constrain aspects of formal structure, and ... the organization's intended, rational mission [is undermined] by parochial interests« (Powell/DiMaggio 1991: 12).

Im Unterschied zur Theorie der Ressourcenabhängigkeit nimmt der SNI als Folge hingegen an, dass Organisationen einander immer ähnlicher würden, da sie nach Deckungsgleichheit mit kollektiven, institutionalisierten Regeln streben.²⁰ Legitimität kann zugesprochen werden durch andere, als erfolgreich wahrgenommene Organisationen, einzelne Expert*innen oder professionelle Verbände sowie intern durch Organisationsmitglieder. Organisationen werden in spezifischen organisationalen Feldern oder Sektoren verortet, die »[...] in the aggregate, constitute a recognized area of institutional life: key suppliers, resource and product consumers, regulatory agencies, and other organizations that produce similar services or products« (DiMaggio/Powell 1983: 148). Im Zentrum des Interesses stehen Prozesse einer zunehmenden Strukturähnlichkeit (»Isomorphie«) zwischen Organisationen, die entweder durch Zwang, Nachahmung (Mimesis) oder normative Vorgaben erwirkt wird (vgl. ebd.). Gleichzeitig könnten Organisationen auf diese »isomorphic pressures« mit Entkopplung ihrer Aktivitäten von der Repräsentationsstruktur und dem Aufbau von »Legitimationsfassaden« (Meyer/Rowan 1977) reagieren (siehe zur Differenz von »action and talk« auch einflussreich Brunsson 1989). Eine *compliance* mit den institutionellen Umwelten wird dann in Form einer Formalstruktur bloß zur Schau gestellt und so zu rein zeremoniellen Zwecken einem Rationalitätsmythos geopfert.

Im Sinne der oben bereits dargestellten Praxistheorien stellt sich der Neo-Institutionalismus als Kulturtheorie dar (die Autoren nehmen häufig Bezug auf einen »cultural cognitive turn«), denn er interessiert sich für »the power of common understandings that are seldom explicitly articulated« (Zucker 1983: 5) und basiert »at the microlevel on [...] a theory of practical action« (Powell/DiMaggio 1991: 22). In diesem Sinne bestehe eine »natural affinity between Bourdieu's ideas and neo-institutional theory« (ebd.: 26), die aber noch weiter ausgebaut werden müsse (vgl. auch Friedland/Alford 1991). Dies erklärt sich aus den unterschiedlichen theoretisch-methodologischen Traditionen, die bereits in den Aufsätzen, die den SNI begründeten, zum Ausdruck kommen: einerseits werden ethnomethodologische Konzepte betont (vgl. Zucker 1983), andererseits aber auch sozialkonstruktivistisch-phänomenologische Konzepte kultureller Praxis vertreten²¹, die zwar auf selbstverständlich erscheinende (»taken for granted«) geteilte Sinngehalte abstellen, dennoch hier vor allem auf die explizit lesbaren, kodifizierten Aspekte sym-

20 Demonstriert wird dies etwa an der (globalen) Verbreitung organisationaler Strukturelemente, etwa der Einrichtung von Ethik-Abteilungen oder der Einführung eines Umweltmanagements nach DIN-Normen. Vgl. hierzu die Weiterentwicklung des SNI zur »world polity« Forschung durch John W. Meyer (2005).

21 Siehe Meyer/Rowan (1977: 341, 346) für den Einfluss von Alfred Schütz sowie Berger/Luckmann auf den SNI. Diesem Problem wird sich im Methodenkapitel aus Sicht einer praxeologischen Wissenssoziologie, welcher sich die hier zur Anwendung kommende Dokumentarische Methode verpflichtet fühlt, erneut angenommen.

bolischer Ordnung – den »Common Sense« – abstellen. Kultur wird hier letztlich als rein mimetische Praxis vorgestellt, die einer Orthodoxieunterstellung (die Doxa bei Bourdieu, siehe oben 3.2) entspringt, aber zu wenig Interesse für Widersprüchliches und Deviantes aufbringt, sich nicht – um mit Bourdieu zu sprechen – für die Probleme eines »gespaltenen Habitus« interessiert (vgl. auch die Darstellung der »Three Pillars of Institutions« bei Scott 2014: 60).

Darüber hinaus wird der Entscheidungsbegriff als weitere Folge der Homogenisierungstendenz in organisationalen Feldern nahezu ausgeblendet. Organisationen wirken dementsprechend insgesamt eher passiv-reaktiv. Das Interesse des SNI an »properties of supraindividual units of analysis that cannot be reduced to aggregations or direct consequences of individual's attributes or motives« (Powell/DiMaggio 1991: 8) hat dann auch eine »Strukturmetaphysik« (wie DiMaggio 1988 selbst bemerkte) begründet, die den Durkheim'schen Tatbeständen nahek kommt und »interest and agency« (ebd.) vernachlässigt. Fragmentierung, Differenz und politischer Dissens wurden sowohl theoretisch wie empirisch unterschätzt. Unsicherheit und Kontingenz in Organisationen erschienen aufgrund überbordender »isomorphic pressures« letztlich abgefedert.

3.3.4 Synthese: »Aspirationalisierung« durch Zahlen – Zur Praxis organisierter Fiktionen

Der Blick auf Organisationen büßt – trotz einer Miteinbeziehung organisationaler Umwelten – somit wiederum an Komplexität ein, wenn er von einer internen »Kontrollillusion« (Dermer/Lucas 1986) tayloristischer oder bürokratischer Provenienz zu einem externen Durchgriff institutionalisierter Erwartungen übergeht. Es muss also erstens die Idee aufgegeben werden, »eine nur flache und unbewegliche Umwelt« (Bonazzi 2014: 366) vor sich zu haben, die von der Organisation ohne Weiteres antizipiert und verlässlich bearbeitet wird oder die umgekehrt in kausaler Weise auf selbige Organisation durchgreift. Die Umwelt wird – mit anderen Worten – als enorm wichtige (etwa mit Blick auf den Ressourcenzufluss), doch stets überkomplexe Variable aufgefasst, zu der sich Organisationen in ihrer eigenen Art und Weise stets nur unvollkommen verhalten können und müssen. Zweitens bedeutet es, ein Konzept von Organisationsmitgliedern zu verabschieden, in dem deren einzige Möglichkeit es sei, »bis ins Unendliche das zu wiederholen, was sie immer schon getan haben« (Bonazzi 2014: 366), sei es aufgrund des »one best-way« einer szientistischen Produktionslogik (Taylor), des »stahlharten Gehäuses der Hörigkeit« (Weber) oder der nicht hinterfragten Akzeptanz und Reproduktion expliziter Vorstellungen einer »guten« organisationalen Praxis. Genauso wenig beginnen organisationale Akteur*innen (weder kollektive noch individuelle) erst zu handeln (vgl. Pfeffer/Salancik weiter oben), wenn die Sicherheit des Ressourcenzuflusses bedroht ist oder es ihnen aus partikularistischen Interessen heraus oppor-

tun erscheint. Besser erscheint es, wenn Organisationstheorien damit rechneten, dass die Bedingungen in Organisationen häufiger von der *Suche nach Kontrolle* denn von Kontrolle, vom *Kampf mit Wahrscheinlichkeiten* denn von Planbarkeit, von *professioneller Routine* denn von explizitem Wissen, von Entscheidungen, die keine guten Voraussetzungen kennen, geprägt sind.

Unsicherheit und Kontingenz in Organisationen müssen daher wesentlich stärker als bislang als Ressourcen und Direktiven berücksichtigt werden, auch mit Blick auf deren Umweltverhältnisse. Unsicherheit kann daher nicht mit Chaos, Lähmung oder Resignation gleichgesetzt werden. Sie fungiert eher als Motor, der die Organisation am Laufen hält und damit als Filter, der den »Prozess des Organisierens« (Weick 1995) wirklichkeitsadäquater einfängt. Als Beispiel kann die Bereitstellung neuer Finanzmittel für Universitäten gelten. Von der politischen (oder privatwirtschaftlichen) Seite, die diese Mittel bereitstellt, dürften die Gelder als *Problemlösung* betrachtet oder zumindest öffentlich propagiert werden. Organisationsintern jedoch wird ein solcher Finanzreigen eher eine neue *Problemstellung* generieren, da nun zunächst darüber entschieden werden muss, was mit den Mehreinnahmen geschehen soll. Geld fungiert hier zwar als Ressource, mit der neue Möbel, IT-Technik oder Personal beschafft werden können, aber zugleich auch als Anreiz, über institutionalisierte Verteilungsregeln und –methoden zu streiten, bereits getroffene Investitionsentscheidungen zu verwerfen, politische Seilschaften zu hinterfragen oder die eigene Mittelverwaltung kurzfristig (im Sinne eines »Frisierens«) anzupassen.

Nicht Fragen der Perfektion, Effizienz und Zweckmäßigkeit dominieren fortan, sondern die Frage, wie Organisationen den evolutionären Anpassungs- und Selbsterhaltungsdruck, der auf ihnen lastet, erfolgreich bearbeiten, wie sie »Unsicherheitsabsorption« (Luhmann) betreiben, wie sie halbwegs zufriedenstellende (»satisficing« Simon 1956, siehe weiter oben) Ergebnisse erzielen können. Nach der gängigen Diktion von Luhmann gelingt dies, weil die Organisation fungiert als »Treffraum für die unterschiedlichen Funktionssysteme, ohne daß deren systemeigene Autopoiesis dadurch eingeschränkt würde« (Luhmann 2000: 398). Sie gehört also keinem Funktionssystem ganz an, ist dementsprechend durch keine organisationale Umwelt präterminiert, sondern steht lediglich über strukturelle Kopplungen bzw. Interpenetration mit *unterschiedlichen Umwelten* in Kontakt.²²

-
- 22 Die Begriffe der strukturellen Kopplung und Interpenetration sind vielfach kontrovers diskutiert worden. Letzterer ist der ältere der beiden Begriffe und diente Luhmann insbesondere zur Beschreibung der ko-evolutionären Entwicklung von psychischen und sozialen Systemen (vgl. Luhmann 1987). Strukturelle Kopplungen gelten Luhmann (2006: 400) als »Konsequenzen der funktionalen Gesellschaftsdifferenzierung. [...] Sie sind auf der Ebene des Gesellschaftssystems angesiedelt und als solche nicht eine Funktion von Organisationen. Aber sie wären in der notwendigen Komplexität und Differenziertheit kaum möglich, wenn es nicht Organisationen gäbe, die Informationen raffen und Kommunikation bündeln können und so

Umgekehrt geht kein Funktionssystem in Organisationen auf, da diese nur über Medien (Geld in der Wirtschaft, Macht in der Politik, Wahrheit in der Wissenschaft etc.) an ihnen teilhaben. Organisationen sind darauf ausgerichtet, die von ihrer jeweils spezifischen Umwelt ausgehenden, teils inkommensurablen Erwartungen zueinander in Beziehung zu setzen und auszutarieren.

Daher gilt es, bei der Organisationsanalyse von Strukturen und Akteur*innen, die Ordnung und Berechenbarkeit suggerieren, zu *Prozessen*, die Diskontinuitäten und Unwahrscheinliches bergen, überzugehen und somit den zeitkritischen Reproduktionsmodus von Organisationen schärfer zu stellen. Luhmann (1994: 1; 2006) hat dies wie kaum ein anderer Organisationsforscher vorgemacht, wenn er Organisationen als »Verknüpfung von Entscheidungsereignissen« definiert und damit als fragile, immerzu unfertige und zeitkritische Praktiken versteht, die sich von Moment zu Moment, von Entscheidung zu Entscheidung hangeln. Er ist damit der Praxis von Organisationen ein entscheidendes Stück nähergekommen. Organisationen werden hier als soziale Systeme gefasst, die sich selbst anhand der konstitutiven Differenz von System/Umwelt beobachten und Werke ihrer eigenen Entscheidungen sind (Autopoiesis) und in dem Sinne einzig und allein eine selbstreferenzielle *System-* bzw. *Organisationsrationalität* begründen können. Alles was Organisationen in dieser Perspektive verrichten, erscheint notwendigerweise Stückwerk, befristet und vorübergehend zu sein, denn: »Eine Organisation arbeitet laufend an Schließungen, aber es gelingt ihr immer nur die unvollkommene und brüchige Schließung: Besprechungen bedürfen der Fortsetzung, Verzögerungen führen zu neuen Informationen, und die Bedingungen, unter denen man etwas beschlossen hat, sind nicht die Bedingungen, unter denen die Beschlüsse zur Anwendung kommen.« (Baecker 2017: 65)

Doch wie wird dieses *Organisieren auf Sicht* in der Praxis erzeugt? Ketzerisch gefragt: Wieso gibt es Organisationen überhaupt noch, wenn ihre einzige Kontinuität darin zu bestehen scheint, »permanently failing organizations« (Meyer/Zucker 1987) zu sein? Wie können – um den nicht weniger ketzerischen Umkehrschluss zu betonen – Organisationen von ihrer konstitutiven Unsicherheit *profitieren*? Eine systemtheoretische Erklärung ist, dass Organisationen mit ihren Routinen, Regeln der Mitgliedschaft, Hierarchien und Plänen nicht nur vom sozialen Problem der »doppelten Kontingenz« (Luhmann 1987) ablenken, sondern hierüber gleichzeitig Komplexität aufbauen, indem sie in der Praxis *Vorstöße* zu einem stets temporären Ordnungsaufbau leisten. Organisationen betreiben »Unsicherheitsabsorption« indem sie mannigfaltige »funktionale Äquivalente« bereitstellen können, die für unterschiedliche Situationen kalibrierbar sind.

dafür sorgen können, dass die durch strukturelle Kopplungen erzeugte Dauerirritation der Funktionssysteme in anschlussfähige Kommunikation umgesetzt wird.«

Für moderne Organisationen ist es mit Luhmann – wie weiter oben (2.2.1) bereits festgehalten wurde – geradezu als evolutionäre Errungenschaft zu betrachten, dass diese vom Willen und den Motivationen ihrer Mitglieder abstrahieren, diese geradewegs zu Entscheidungsprämissen von Organisationen werden, die man in Organigrammen erfassen kann. Organisationen verstehen sich darauf, »die Einheit von Individuum und Person als operative Fiktion« (ebd.: 90, Hervorhebungen im Original) zu behandeln und so die Mitglieder in ihrer Umwelt zu belassen. Die Mitglieder der Organisation sollen ihr also gar nicht mit Haut und Haar angehören und können gerade deshalb auf »hochgradig künstliche Verhaltenserwartungen« (Luhmann 1991:12) verpflichtet werden. Luhmann hält Organisation somit für »soziale Systeme, die sich erlauben, menschliches Verhalten so zu behandeln, als ob es ein Entscheiden wäre.« (Luhmann 1981: 354, Hervorhebungen im Original) Natürlich müsse ein »Mindestmaß an psychisch fundierter Realität [...] vorliegen«, dennoch lässt sich

»die Realität der Organisation [...] nicht als Summierung dieser Fakten begreifen, sondern sie ergibt sich erst aus eigenständig-selektiven Prozessen des Ignorierens, Vergessens, selektiven Wahrnehmens und Überschätzens. [...] Organisation ist nach diesem Begriff keineswegs eine bloße Fiktion ihrer selbst, wohl aber auf der Ebene ihrer Elemente eine erfolgreich durchgesetzte Unterstellung mit einer dafür ausreichenden Deckung durch Realverhalten.« (Ebd.)

Die operativen Fiktionen des sozialen Systems ermöglichen es daraufhin, mitgliederbezogene Erwartungen »relativ dauerhaft zu reproduzieren« (ebd.) und diese selbst im Fall des offenen oder latenten Widerspruchs (im Sinne einer »kontrafaktischen Stabilität«, Luhmann 1993) zu behaupten.

Der praktische Umgang mit *Fiktionen*²³ im Modus des »Als-Ob« (siehe grundlegend Goffman 1996; mit Bezug zum Habituskonzept Bourdieu 1998 sowie weiter oben 3.2; in der Wirtschaftssoziologie Beckert 2013; für Organisationen Ortman 2004) kommt in Organisationen also gerade dann eine herausgehobene Bedeutung

23 In der neueren Wirtschaftssoziologie hat Jens Beckert (2013) einen »soziologischen Fiktionalismus« formuliert, der aufgrund seiner pragmatistischen Orientierung eine gewisse Wesensverwandtschaft suggeriert. Allerdings ist Beckerts Fiktionalismus trotz Abwendung vom rational actor model strikt individualistisch-handlungstheoretisch angelegt und sitzt letztlich, wie Sparsam (2015: 249ff.) argumentiert, Verkürzungen des mikroökonomischen Paradigmas auf (Intentionalität, Repräsentationalität und Rationalität der Ziele und Zwecke des Handelns). Handelnde greifen laut Beckert auf »fictional expectations« zurück, wenn sie sich über die Folgen und Ziele ihrer Handlungsvollzüge Gedanken machen und diese versuchen abzuschätzen. Fiktionen sind demnach »images of some future state of the world or course of events that are cognitively accessible in the present through mental representations« (Beckert 2013: 200). Unter Bedingungen der Unsicherheit greifen Akteure also auf Fiktionen zurück, um Kontrolle und Erwartungssicherheit zu simulieren.

zu, wenn es darum geht, ihre Unsicherheit zu bearbeiten. Dabei sind Organisationen als hochgradig zweckgebundene Gebilde häufig der theoretischen Unterstellung (auch Seitens Luhmann) ausgesetzt, auf geldwerten Tauschbeziehungen zu beruhen, die als funktionale Äquivalente persönlicher Motivationen und normativer Überzeugungen dienen und der Organisation erlauben, das Individuum als Quelle der Unsicherheit einzuhegen. Doch die reproduzierende Kraft operativer Fiktionen darf auf der einen Seite nicht – wie oben bei Bourdieus Gedankengängen zum Gabentausch bereits erkundet wurde – als genereller Ausdruck einer objektiven, harten ökonomischen Wahrheit verstanden werden. Akteur*innen, die soziale Verpflichtungen in symbolischen Beziehungen fern jeder Berechnung im Sinne eines »Als-Ob« eingehen, werden so zu bloßen Statisten infolge der »Verkennung« (Bourdieu 1993) des objektiven Tauschcharakters gemacht.

Auch Organisationen und ihre Mitglieder sitzen keiner ökonomistischen Verblendung auf, die nur ein Soziologe wie Bourdieu aufdecken kann, wenn sie Normen und Werte praktisch zur Sprache bringen, sondern sind tatsächlich und täglich auf sie angewiesen im Sinne eines performativen »Geltens-als, eines Nehmens-Für« (Ortmann 2004: 240). Im Modus des »fingierenden Vorgriffs« (ebd.) werden in ökonomischen Zusammenhängen und damit auch in Organisationen unablässig performative Unterstellungen produziert, die »von ihrer nachträglichen Einlösung zehren, die sie selbst bewirken – jedenfalls bewirken sollen.« (Ebd.) So lässt der Vertrauensvorschuss, den ein etablierter Chefarzt einem neuen Assistenzarzt auf Station zuteilwerden lässt, wohlmöglich erst genau diese Vertrauenswürdigkeit entstehen, die dem bisherigen Verhalten als bloße Unterstellung inne war. Darüber hinaus kann diese operative Fiktion auch zu einer höheren intrinsischen Arbeitsmotivation führen, die ökonomisch positiv zu Buche schlägt, auch wenn dies die ökonomische Theorie (in Form der Verhaltensökonomik) nur zögerlich in ihre Annahmen einfließen lässt (siehe Frey 1997; Tomer 2007).

Auf der anderen Seite verweisen die produktiven Fiktionen nicht ausschließlich auf funktionale Erfordernissen einer System- bzw. Organisations- und schon gar nicht einer Umweltrationalität. Eher kommt es in sozialen Beziehungen, die Ökonomisches verhandeln, mit Ortmann gesprochen, zu einer »peripheren Intentionalität« (ebd.: 155), einem Begriff von Wil Martens. Er umschreibt folgenden Kontext: »Die Akteure lügen sich nicht in die Tasche, sondern erfüllen die Pflichten des Gebens und Nehmens vor einem Hintergrundwissen um deren »wirtschaftliche Funktion«« (ebd.: 155). Das Ökonomische betritt per Hinterbühne, *von außen*, das soziale Geschehen, auch in Organisationen. Dennoch: »Die Einsicht in die Fiktion hindert nicht am Handeln aus Lust und auch nicht am Handeln aus Pflicht.« (Ebd.) Einem Arbeitskollegen einen Gefallen zu Schulden oder Vorgesetzten gute Absichten zu unterstellen, spielt in Organisation genauso eine Rolle, wie vertraglich fixierte Verhaltenserwartungen. Beide berühren sie geldwerte und nicht geldwerte

Dimensionen des auf operativen Fiktionen beruhenden sozialen Miteinanders in Organisationen.

Die soziale Praxis in Organisationen erscheint damit insgesamt als mehrwertig und fluktuierend, sie verfährt getreu dem Motto: »Das Unwahrscheinliche ist das Reale« (Luhmann zitiert nach Kluge 2017). Daher müssen Organisationen ständig zwischen unterschiedlichen real existierenden Fiktionen differenzieren, was es ihnen erlaubt, Mittel unter der Maßgabe einer »brauchbaren Illegalität« (Luhmann 1972) zu beobachten, wenn es die Bedingungen erfordern. Das Arbeiten an und in der *Virtualität* und in Graubereichen, die nicht zuletzt aus der fehlenden Eindeutigkeit von Regeln entstehen, macht ihr besonderes Terrain aus. Echt und Nicht-Echt zugleich, sind sie logische Widersprüche, die trotzdem (oder genau deshalb) existieren und überleben. Luhmann spricht bei derlei Widersprüchen gerne von Paradoxien, mit Bezug auf Organisationen allen voran von der Paradoxie des Entscheidens. Die Verkettung von Entscheidungen als Ereignisse in Organisationen sind in ihrem

»Fortgang [...] mithin ein selbstgemachtes Artefakt. Er beruht, ähnlich wie die Statistik, auf einer fiktionalen (und in nochmals verengtem Sinne dann aktenkundigen) Realität. Das Entscheidungsgeschehen ist, anders gesagt, die Art und Weise, in der die Organisation sich selbst unterscheidet und daran erkennt, was sie tut. (Luhmann 2003: 17)

Organisationale Entscheidungen sind in dieser Sicht mehr oder minder gelungene Selbsttäuschungen über den Zusammenhang von Vergangenheit und Zukunft in einer stets flüchtigen Organisationsgegenwart. Sie liefern Ankerpunkte und Wegmarken, die retrospektiv (vgl. Weick 1995) mit Sinn aufgeladen und als Ausweis – je nach situativer Lage – z. B. weiser Vorausschau oder externer Turbulenzen gerahmt werden können. Insofern sind organisationale Ressourcenzuflüsse nicht bloß materieller (technische Effizienz) oder symbolischer (Effektivität), sondern virtueller Art. Sie sind – der Wortbedeutung von »virtuell« nach – *fähig zu wirken*, obwohl über die Form, in der sie vorgeblich existieren, nichts Definitives gesagt werden kann. Virtualität, Täuschung und Unsicherheit entspringen der gleichen differenztheoretischen Wurzel der *Kontingenz*, die Luhmann (1987: 152) definiert als »etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich«. Wie Luhmann betont, sind auch *Statistiken* in einer derartigen Weise zu verstehen und stellen deshalb in Organisationen bevorzugte Navigatoren dar. Statistiken und andere numerische Werte, die zudem noch in Geldeinheiten ausgedrückt werden können, kommen somit für Fragen des »organisierten Rechnens« (Vollmer 2004) besonders in Betracht. Sie tragen dem organisationalen Bedürfnis nach Fiktionalisierung Rechnung und dienen, in Form des Geldes, gar als »Meta-Ressource« (vgl. Kette 2017). Dies ist nicht nur in finanzwirtschaftlichen Zusammenhängen evident (vgl. etwa Esposito 2010), sondern kann allgemein für organisationale Zusammenhänge angenommen werden.

Zwischen Entscheidungen und Rechenpraktiken besteht dann auch ein enger Zusammenhang, denn über »organisiertes Rechnen wird entschieden« (Vollmer 2004: 451, Hervorhebungen im Original). Zugleich erfüllen Rechenpraktiken in modernen Organisationen die wichtigen Funktionen »Repräsentation, Wirklichkeitskonstruktion und Zahlenreproduktion« (ebd.: 452), auf die Entscheidungsereignisse häufig bezogen sind. Repräsentation bezieht sich auf die (mitunter als naiven Realismus kritisierte, in ökonomischen Kreisen häufig bemühte) Vorstellung, organisationale Rechenpraktiken könnten »ökonomische Tatsachen sach- und termingerecht repräsentieren« (ebd.: 453). Konstruktivistische Perspektiven auf organisiertes Rechnen betonen eher seine »wirklichkeitsstiftende« Funktion, die in der Organisation ein Eigenleben erzeugt, deren »Selektivität« aber nicht durch einen »rechenexternen Gegenstandsbereich vorgegeben« (ebd.: 454) ist. Schließlich dient die »Reproduktion von Zahlen aus Zahlen als Mechanismus der Aufrechterhaltung innerer Ordnung organisierten Rechnens im Organisationsalltag« (ebd.: 455). Die Vervielfältigung von Zahlen in Organisationen leistet also einen Beitrag zum Aufbau einer alltäglichen Organisationswirklichkeit (vgl. die Ausführungen zur doppelten Buchführung, 2.2.4) und verweist unmittelbar auf die wesentliche Funktion organisierten Rechnens:

»[...] die Erzeugung reproduziert-reproduzierbarer Wirklichkeitsgrundlagen für Prozesse des Organisierens. Der organisierte Umgang mit Zahlen lässt Organisationen für Prozesse des Organisierens Anknüpfungspunkte in der eigenen Geschichte finden und erlaubt es, Eingriffe in diese Geschichte differenzierend zu beobachten und zu bewerten.« (ebd.: 457, Hervorhebungen im Original)

Die Werkzeuge des Rechnungswesens liefern der Organisation also eine basale Erkenntnis- und Wirklichkeitsgrundlage im Verhältnis zu ihrer Umwelt an die Hand, geben Anhaltspunkte dafür, was getan und wie es getan wurde, lassen aber stets die Möglichkeit offen, davon abweichende Schlussfolgerungen und Bewertungen für die Zukunft vorzunehmen. Sie sind also organisiertes Gedächtnis und kreatives Reservoir für Entscheidungen über die Zukunft in der Gegenwart zugleich. Wie Rechenpraktiken verwendet werden, hängt wiederum auch von »Prozessen des Einlebens organisierten Rechnens« (ebd. 456) ab. Die Gewöhnung an organisierte Rechenwelten vollzieht sich allerdings nicht nur organisationsintern, sondern hängt auch vom »Ordnungs- und Regulierungswillen« der organisationalen Umwelt ab, wie sie in Diskursen um ein »New Public Management« (vgl. Bogumil 2004) und spezifischen Governance-Modellen entwickelt und propagiert werden. Häufig entpuppen sich organisierte Rechenspiele als »wiederkehrende Gelegenheit zur Artikulation von Verbesserungsansprüchen« (Vollmer 2004: 459) an die Adresse von Organisationen (siehe Kapitel 4). Institutionalisierte Erwartungen in Form organisierten Rechnens – wie im SNI vorgestellt – lösen dann keine homogenisierenden Effekte aus, noch spielen sie auf der Ebene politischer Allianzbildung (wie

in der RDT), sondern werfen Organisationen und insbesondere ihre Mitglieder auf die Frage zurück: »Warum nicht mehr Profit? Warum nicht weniger Kosten?« (ebd.)

In Form meist quantitativer Zielvorgaben entwickelt organisiertes Rechnen »Anspruchsmarken« (ebd.: 460), indem nach schon bekannten Schemata (Vorher/Nachher; Soll/Haben) auf *numerische Differenz* kontrolliert wird. Diese Marken können dann in Entscheidungsprozesse eingepflegt und so in zweierlei Hinsicht organisational wirksam werden: als Katalysator für die »Konkretisierung von Änderungsansprüchen« und für »Chancen, für Änderungsansprüche Adressaten in den Organisationen zu finden, z.B. durch die Zurechnung von Kostendifferenzen auf einzelne Abteilungen« (ebd.). Hieraus erwächst der spezielle Kitt organisierten Rechnens mit Blick auf Entscheidungen und Ressourcen, den Vollmer (2004) »*Aspirationalisierung*« getauft hat. Die Rationalität organisierter Rechenpraktiken legt damit in der »fortwährenden Induzierung von Ordnungs- und Regulierungsansprüchen« begründet, von denen ein »Beunruhigungspotential« (ebd.: 460) über die Frage von Ressourcenflüssen und zu treffenden Entscheidungen ausgeht. Ob richtig gerechnet wurde, kann dabei genauso Teil der Beunruhigung sein (siehe auch hierzu 3.4.3), wie die Frage, ob den errechneten Ansprüchen entsprochen werden konnte, ob Ressourcen sinnvoll allokiert, Verträge eingehalten und in Entscheidungen festgehaltene Projektionen eingelöst wurden.

Insbesondere Prozesse des *Zurechnens* infolge organisierten Rechnens erscheinen kritisch, denn »die Verquickung von Rechen- und Organisationsmöglichkeiten beruht auf der Möglichkeit, den Zusammenhang von Zahlen, Konten und Bilanzen im Rahmen von Mitgliedschaftserwartungen zu regeln, also Rechenerwartungen zu institutionalisieren, die mit der Mitgliedschaft in Organisationen zugemutet werden können« und »[...] die sich durch ihre Änderbarkeit auszeichnen.« (ebd.: 452) Kontingenz und Unsicherheit über die Frage von Ressourcenzuflüssen und zu treffenden Entscheidungen können (und werden) stets über die Anpassung der numerischen Änderungserwartungen an Adressaten (Mitglieder, Abteilungen, Sparten etc.) eingeht und zugleich immer wieder auf ein Neues produziert. Denn organisiertes Rechnen – insbesondere in der häufig darauf zugreifenden Praxis des Managements – steht in einem systemtheoretischen Verständnis für fortwährende Möglichkeiten, *Störungen* (und nicht: Steuerungen) in der Organisation zu erzeugen, die »wie eine Art Immunsystem innerhalb des sozialen Systems« (Baecker 2014: 89) wirken. Die Organisation bleibt, weil sie sich kontinuierlich mit ihrer eigenen Kontingenz (den Geschäftsszenarien, Erlösprognosen, Personalschätzungen etc.) rechnerisch beschäftigt, wachsam für Differenzen in der Umwelt und sich selbst. Aspirationalisierung trägt damit als Virtualität den Gedanken in sich, dass »jede Beobachtung wohl gesetzt sein [sollte], um den Konflikt vermeiden zu können, den sie provozieren muss.« (ebd.: 85)

Welchen Zugriff, ja welche Macht, das Management innerhalb der Organisation entfalten kann, hängt also ganz entscheidend von organisierten Rechenpraktiken

sowie der Frage ab, wie Prozesse der Aspirationalisierung und deren »Beunruhigungspotential« (Vollmer 2004: 460) sich zu Praktiken verhalten, die Arbeits- und Herstellungsabläufen in Organisationen dienen. Auch für Fragen der Ökonomisierung ist das »Einleben« in organisierte Rechenwelten von großem Interesse. Es richtet den Blick auf die Logik der Praxis in Organisationen und fordert dazu auf, sich mit habitualisierten, körperbezogenen Aspekten der rechnerischen Beunruhigung und anhängiger Ökonomisierung zu beschäftigen. Diese Perspektive wird in systemtheoretischen Arbeiten konsequent vernachlässigt bzw. erhält nur Bedeutung insoweit *kommunizierte* Sinngehalte dies thematisieren.

Allerdings bietet der Begriff der Aspirationalisierung organisations- und praxistheoretische Anknüpfungspunkte und soll deshalb als Brückenschlag zum Bourdieuschen Habituskonzept sowie den folgenden akteur-netzwerktheoretischen Arbeiten von Bruno Latour herangezogen werden (vgl. Braun 2016 für eine Diskussion der Achse Latour/Luhmann sowie Vogd 2016b zur »Spiegelbildlichkeit« der beiden Forschungsprogramme). Latour hat in seinem Werk »Existenzweisen« (2014) einen Vorschlag unterbreitet, wie Ökonomisierung als sozio-technischer Verbund aus organisationalen Akten der Rahmung, Elementen der Bindung an leidenschaftliche Interessen und Güter und einer buchhalterischen Moralität des Rechnens praxistheoretisch erschlossen werden kann. Diese Arbeit stellt die letzte theoretische Rahmung der Arbeit und wird im Folgenden erläutert.

3.4 Latours Existenzweisen und sein Beitrag zur Ökonomisierungsforschung

»Historisch gesehen, kommen EPISTEMOLOGIE und Ökonomie gemeinsam zur Welt und haben nicht aufgehört, sich aufeinander zu stützen; zusammen müssen sie lernen, sich von der Bühne zu verabschieden.« (Latour 2014: 594)

Latour steht mit seiner Monographie »Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen« in der Tradition der maßgeblich von ihm (gemeinsam mit John Law, Madeleine Akrich und Michel Callon) vorangetriebenen, soziologischen Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) (vgl. Belliger/Krieger 2006; Latour 2007) sowie den damit verbundenen »Laboratoriumsstudien« der Science and Technology Studies (STS) (vgl. Latour/Woolgar 1979; Latour 1988). Gleichzeitig entwickelt er diese Forschungsansätze in differenztheoretischer Weise fort und bringt sie mit seinen Untersuchungen zum westlichen Modernismus, die er in seinem provokativen Buch »Wir sind nie modern gewesen« (vgl. Latour 2008) ausführlich dargelegt hat,

systematisch, wenn auch eigentümlich, zusammen. Zunächst wird in aller Kürze die ANT sowie deren Bezug zu den SNT vorgestellt, um zu einem Verständnis darüber zu gelangen, welches Ziel Latour hiervon ausgehend mit seinem Buch der Existenzweisen verfolgt.

3.4.1 Differenztheoretische Wende: Von der Akteur-Netzwerk-Theorie zur relational-ontologischen Anthropologie moderner Existenzweisen

Die ANT ist eine aus den STS hervorgegangene Sozialtheorie, die das soziale Geschehen in Akteur-Netzwerkbeziehungen verortet. Was sie besonders auszeichnet und bekannt gemacht hat, ist der Vorstoß, sich an einer »Entgrenzung des Sozialen« (Kneer/Schroer/Schüttpelz 2008: 4) zu versuchen. Die *Entgrenzung* erfolgt in zweierlei Hinsicht. Sie betrifft erstens die Definition dessen, was als soziale Handlung überhaupt gelten soll und zweitens, wem daraufhin der Status »Akteur*in« zugesprochen wird. Akteurs- und Handlungsbegriff werden von der ANT sehr weit gefasst bzw. im Voraus theoretisch nicht festgelegt. Fern jeder Essentialisierung und Ontologisierung von Begriffen und Konzepten (z.B. der Gesellschaft, der Wirtschaft, des Sozialen) wird es der Empirie überlassen zu beantworten, was Gesellschaft ist, wer oder was jeweils handelt und welche Kompetenzen dabei zum Tragen kommen.

Die Entgrenzung bezieht sich vor allem auf die in westlichen Gesellschaften prominente Denkgewohnheit, Natur und Kultur bzw. Gesellschaft als getrennte Bereiche aufzufassen (vgl. Latour 2008). Im Versuch, den rationalistischen Dualismus von Geist und Materie (siehe Gill 2008: 47-75 für eine kritische Diskussion; vgl. auch weiter oben 2.2.2) zu überwinden, werden insbesondere technische Objekte, aber auch die Pflanzen- und Tierwelt (vgl. Latour 2001) mit *agency* ausgestattet und in ihrer *Symmetrie* zu menschlichen Akteur*innen als signifikante Bestandteile der Gesellschaft bzw. des Sozialen beschrieben.²⁴ Inspiriert durch eine »Semiotik der Dinge« (Kneer 2008) der STS, betrachtet die ANT Gesellschaft als

24 Michel Callon (2006: 135ff.) hat die ANT auf eine Heuristik verpflichtet, mit der Übersetzungsprozesse in Akteur-Netzwerken untersucht werden können. Demnach enthalten Übersetzungsprozesse vier Phasen: sie beginnen mit der Problematisierung (I), in der ein Akteur sich unentbehrlich macht, indem er ein Problem derart rahmt, dass es für andere Akteure unter gewissen Bedingungen (dem Durchschreiten eines vom Akteur gesetzten »obligatorischen Passagepunkt«) als relevantes Problem erscheint. Darauf folgt die Phase des »Interessement« (II), in dem der Akteur die anderen Akteure auf von ihm definierten Rollen zu verpflichten sucht. Dann das »Enrolment« (III), das ein »Set von Strategien« beschreibt, die der Akteur anwendet, um die Rollen der anderen Akteure aufeinander zu beziehen. Schließlich die eigentliche Mobilisierung (IV), in der ein »Set von Methoden« zur Anwendung gelangt, die es erlauben, legitime Delegierte zu ernennen, die im Namen der repräsentierten Gruppen sprechen.

ein Laboratorium, in dem menschliche und nicht-menschliche Entitäten in einer langen Reihe von *Übersetzungen* und unter Rückgriff auf zahlreiche *Mediatoren* Zeichenketten bilden, die eine relativ stabile *Referenz* erzeugen. Das wissenschaftliche Erkennen und Erklären der Welt wird aufgelöst in Ding-Zeichen-Relationen, die – laut STS bzw. ANT – letztlich all die vermeintlich festen Dinge der Welt schenken, deren Konstruktionsprozess so schnell aus dem Blick gerät, wenn nur das Endprodukt betrachtet wird. Mit dem prozessualen Blick auf die Ketten, die sich zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Dingen spannen, wird offenbar, dass wissenschaftliche Wahrheiten, natürliche Gegenstände, technologische Objekte und soziale Zuschreibungen gleichermaßen Ausdruck referenzieller Akte von Akteur-Netzwerken sind.

Am Beispiel der Fabrikation²⁵ des Milchsäurebakteriums zeigt Latour (1993: 13-152; ders. 2006: 103-134), dass es nicht allein der Verdienst des isoliert in seinem Labor forschender Menschen Louis Pasteur ist, die französische Gesellschaft »pasteurisiert« zu haben, sondern »starke Mikroben«, Hygieniker, Veterinärmediziner, Laborinstrumente (sog. »Inskriptionsinstrumente«, die die Lesbarkeit der Zeichen materieller Dinge erhöhen, vgl. auch weiter oben 2.2.3), Stadtplaner und die *interessierte* scienfitic community um Pasteurs ebenso maßgeblich daran beteiligt waren, eine wissenschaftliche Referenz über das Bakterium zu erzeugen. Gemeinsam formen sie einen »Aktanten«, worunter Akrich/Latour (2006: 399f.) folgendes verstehen: »Aktant (actant): Was immer agiert oder Handlungen verlagert, wobei Handlung selbst definiert wird als eine Reihe von Performanzen gegenüber Herausforderungen oder Prüfungen«.

Zum Ausdruck kommt hier der methodische »Relationalismus« (vgl. Latour 1993: 158-175) der ANT, der den Realitätsgehalt der Dinge an Versuche (»trials«)

25 Latour will sich nicht (wie in den sog. »science wars« von der anderen Seite vorgehalten, vgl. ders. 2000) als Ketzler, sondern als Verehrer und Liebhaber der Wissenschaften verstanden wissen. Deshalb sucht er wissenschaftliche Erkenntnisse nicht als rein menschengemachte Fabrikate sozialkonstruktivistisch zu entlarven, noch hängt er umgekehrt einem naiven Realismus (der sog. Korrespondenztheorie) an, der wissenschaftliche »Entdeckungen« dann als wahr beschreibt, wenn die subjektiven Aussagen mit den Tatsachen einer davon unabhängig existierenden, objektiven Welt übereinstimmen. Vielmehr vertritt Latour (ebd.: 169ff.) mit Rekurs auf die Philosophie von Alfred N. Whitehead ein Propositionen-Modell, das an den Begriff des Aktanten anschließt. Am Beispiel von Pasteur und dem Milchsäurebakterium drängt sich dann eine symmetrische Beschreibung auf, wonach im Laufe der Forschungspraxis »ein gegenseitiger Austausch und eine Erweiterung der Eigenschaften Pasteurs und des Ferments« stattgefunden haben: »Pasteur verhilft dem Ferment dazu, seine Standfestigkeit zu beweisen, und das Ferment verhilft Pasteur zu einer seiner vielen Medaillen« (ebd.: 150). Beide, Pasteur und das Bakterium (sowie weitere Handlungspotenziale), agieren im Akteur-Netzwerk als Propositionen (Aktanten) und sind gleichberechtigt an der Artikulation von Differenzen beteiligt, die sich im Prozess ihrer Verkettung zu einer wissenschaftlichen Referenz stabilisieren und »Gesellschaft« als Technik-Ensemble in Gänze transformieren.

knüpft, in der Welt Bestand zu haben. Menschliche wie nicht-menschliche Entitäten gelten demnach nicht als isolierte Einheiten, noch lassen sie sich auf etwas Externes reduzieren («Irreduktionismus», vgl. ebd.), sondern existieren als Immanenzen stets nur *relational* und insofern sie es vermögen, ihre Handlungspotenziale gemeinsam zu mobilisieren und hierdurch *performative Wirkungen* in der Welt zu erzielen. Je intensiver die Verbindungen und Assoziationen zwischen den Dingen, je zahlreicher die heterogenen Elemente, die ein Akteur-Netzwerk konstituieren, desto widerständiger und dadurch *realer* werden sie (vgl. ebd.: 159). Gesellschaft wird hierdurch als Einheit obsolet, zerfällt vielmehr in eine Vielzahl von *Kollektive*, die sich durch eine verteilte Handlungsmacht und hybride Natur-Kultur-Verhältnisse bzw. Quasi-Subjekte und Quasi-Objekte in Akteur-Netzwerken auszeichnen. Die ANT versucht so nah wie möglich an der Praxis des Verknüpfens und Übersetzens zu bleiben, indem es die Regel »Folge den Akteuren!« (»follow the actors!«) beherzigt und damit versucht das soziale »flach zu halten« (Latour 2007), es analog zu Bourdieu nicht intellektualistisch zu überhöhen, sondern das *doing*, die konkreten Vollzugspraktiken, zu beschreiben.

Über diese deskriptive Beschreibung von Akteur-Netzwerkbeziehungen hinausgehend bleibt jedoch die Frage (neben anderen, vgl. Gertenbach/Laux 2019: 139ff.; Kneer 2008: 261-305) unbeantwortet, weshalb sich spezifische Assoziationsformen so und nicht anders ausbilden. Es stellt sich die Frage einer »angewandten oder empirischen Metaphysik«, die Latour für die ANT reklamiert und wie folgt charakterisiert:

»Wenn wir *Metaphysik* eine Disziplin nennen, die von der philosophischen Tradition inspiriert ist und die Grundstruktur der Welt definieren will, dann ist die *angewandte* oder *empirische Metaphysik* das, wozu die Kontroversen über die Entitäten führen, die uns zum Handeln bringen, denn diese Kontroversen bevölkern die Welt ständig mit neuen Kräften und bestreiten ebenso ständig die Existenz von anderen.« (Latour 2007: 89)

Akteur*innen fungieren nicht nur als Teil eines Netzwerkes, sondern vertreten (teils vehement) Glaubenssätze und Weltanschauungen, sind reflexive Wesen, die über ganz eigene Wertbeziehungen und Ontologien verfügen (Latour 2007: 91; Jansen/Vogd 2014) und darüber mit anderen in *Kontroversen* geraten. Latour (2014: 39) geht es in den Existenzweisen folglich darum, »mittels einer Reihe von Kontrasten die Werte, die man verteidigen will, zu unterscheiden von den Berichten oder Darstellungen, die von ihnen im Laufe der Geschichte gegeben wurden«. Er will die aus der Praxis erwachsenen »philosophischen Innovationen gewöhnlicher Akteure« rehabilitieren und zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung machen. Die Soziologie soll damit von ihrem engen Korsett theoretisch vordefinierter Sinn- und Handlungskonzeptionen befreit und für die »sehr unterschiedlichen Existenzformen« (Latour 2007: 91) in der Welt sensibilisiert werden. Angemessen von den Dingen zu

sprechen, die der menschlichen Praxis erwachsen sind und sie demzufolge wirklich angehen, bedeutet für Latour, der Frage nachzugehen, »wie man sich«, neben der Wissenschaft, »*anderer* Typen von Realitäten dank *anderer* Netzwerke als dem der Referenz annehmen könnte. Dann könnte man wirklich von Modi der ›Existenz‹ sprechen und sich endlich in ihren Sprachen an diejenigen wenden, denen diese Werte wichtig sind, ohne die Realität dessen, wovon sie sprechen, auszuklammern« (Latour 2014: 220f., Hervorhebungen im Original).

Hierzu vollzieht er in den Existenzweisen eine »differenzierungstheoretische Wende« (Laux 2016; Gertenbach/Laux 2019: 153-159) und stellt den Akteur-Netzwerken eine Reflexionstheorie ontologischer Differenz zur Seite. Nach dem Vorbild der Fabrikation wissenschaftlicher Tatsachen spürt Latour hier also sowohl den durch Netzwerkprozesse hervorgebrachten Realitäten²⁶ nach, als auch den gesellschaftlichen Werten, die in diesen Netzwerken stabilisiert werden. Diese firmieren in für den westlichen Modernismus spezifische Existenzweisen, die Latour auch Wissensgebiete oder Domänen nennt, worunter Recht, Religion und Politik (als »Quasi-Subjekte«) sowie Technik, Fiktion und Referenz (als »Quasi-Objekte«) fallen. Den Existenzweisen kommt eine präpositionale Funktion als »Sinn-Spender«²⁷ (Latour 2014: 260) zu. Die »Basiseinheit der Untersuchung sind [...] durch Präpositionen gerichtete Vernetzungsvorgänge [NET], die über spezifische Trajektorien, Erfolgsbedingungen, Wesen und Alterierungen verfügen« (Gertenbach/Laux 2019: 180). Der die Existenzweisen zum Ausdruck bringende Existenzmodus der Präposition [PRÄ] liefert einen Interpretationsschlüssel, der den situativen, netzwerkartigen Verknüpfungsprozessen ein differenziertes Werte-Profil verleiht. Das macht die Existenzweisen zu dem, was andernorts unter funktionaler Differenzierung in autonome Funktionssysteme (Luhmann) oder symbolisch-habitualisierten Ordnungen in sozialen Feldern (Bourdieu, vgl. oben 3.2) firmiert, geht zugleich aber darüber hinaus, denn mittels der Analyse netzwerkhafter Verknüpfungen lässt sich besser rekonstruieren, wie die differenzierten Wert-Profile in realiter aufeinander bezogen bzw. verknüpft werden.

Auch für die Ökonomie unternimmt Latour eine solche Untersuchung, kommt dabei aber nicht umhin einer monolithischen Konzeption von Ökonomie zu widersprechen und gleich drei Existenzmodi zu identifizieren, die ihm zufolge die moderne Wirtschaft ausmachen. Diese Modi nennt er Organisation [ORG], Bindung [BIN] und Moralität [MOR]. Doch bevor jene vorgestellt werden können, ist zuvor etwas ausführlicher auf das für Latour so entscheidende Problem des Zusammenhangs von Tatsachen und Werten bzw. Erfahrung und Institution (vgl. Gertenbach/Laux 2019) einzugehen.

26 Getreu der metaphysischen Konzeption von A. N. Whitehead und William James, der Latour hier folgt, ist nicht von einem Universum, sondern von Multiversen auszugehen.

27 Die englische Übersetzung spricht hier treffender von »providers of direction«.

das Gespräch läuft von selbst, und wenn wir das Icon eines Programms anklicken, startet es.« (Ebd.) Der mit einer Computermouse durchgeführte Doppelklick löst eine Rechenprozedur aus, die wir als Nutzer nicht verstehen und verdeckt diese damit. [DK] beruht somit auf »black-boxing«, welches Latour (1987) mit Bezug auf die Kybernetik als Prozess bezeichnet, durch den ein Ding (z.B. ein Computer), das als zu komplex erscheint, auf Input und Output-Verhältnisse reduziert wird und der »throughput«, also die internen Vorgänge und Verarbeitungsschritte, ausgeblendet und in diesem Sinne als schwarzer, undurchsichtiger Karton, als *black box*, behandelt werden. Das Ergebnis ist ein *epistemischer Kurzschluss*, denn er lässt die verstörende Komplexität des Verhältnisses von Zeichen und Welt, die Praxis des Rechnens und Herstellens verschwinden. Er suggeriert im Sinne der oben bereits angeführten Korrespondenztheorie (siehe 2.2.3), dass die Dinge klar sind, dass also die Zeichen der wissenschaftlichen Referenz der Wirklichkeit *unverzerrt* entsprechen und nicht mehr auf die Prozesse und Praktiken geschaut werden muss, welche die Zeichen erst konstituieren.

Analog zum Doppelklick, läuft die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Realität Gefahr, die Zeichen nun anstelle der Netzwerke ihrer Genese für »wahr« zu halten. Sobald dies geschieht, bewegt sich der Diskurs in Richtung eines *Fundamentalismus*, der die wissenschaftlichen Repräsentationen und Repräsentanten der Wirklichkeit mit der Tiefe der Realität, die dann eben auch die Zeichen hervorbringt, verwechselt. Es kommt in Folge dessen zu einer historisch gewachsenen »Hegemonie« einer modernistischen Erkenntnisweise, welche vorgibt, einen privilegierten und unverfälschten Zugang zu den Gesetzmäßigkeiten der »ersten Natur« im Sinne einer physikalischen Welt zu haben, um so die »universalen Gesetze der Bewegung aller Dinge zu diktieren« (Latour 2014: 520). Im Cartesianismus (vgl. weiter oben 2.2.2) macht Latour eben jene hegemonial gewordene Erkenntnisweise aus, der er einen »Idealismus der Materie« (vgl. ebd.: 156ff.) attestiert und sich fragt:

»Wie kann man diese Sintflut stoppen, die alles Existierende unter den Wassern der Materie ertränkt – des *Gedankens* der Materie? Die Schwierigkeit hört auf, die Wasser beginnen abzufließen, sobald man gewahr wird, daß diese RES RATIOCINANS in keinem Fall *aus* oder *im* Raum besteht. Den Eindruck, »überall« zu sein, vermittelt sie nämlich deshalb, weil sie sich buchstäblich *nirgendwo* befindet, denn für ihre Fortbewegungen bezahlt sie nicht durch den Aufbau irgendeines Netzwerks. Wenn sie in der Lage ist, alles zu überfluten (in Gedanken), so weil sie nie für die Kosten ihrer Ausdehnung aufkommt, weil sie alle Lücken verwischt, alle Pässe übergeht und sich verhält, als gäbe es nur Verlagerungen von undeformierbaren Notwendigkeiten, von Ursache-Wirkungs-Verkettungen, aus denen der kleinste Sprung, die kleinste Unterbrechung von Kontinuität, der

Hiatus zwischen Ursache und Wirkung verschwunden wäre.« (Ebd.: 184, Hervorhebungen im Original)

Der Idealismus des Rationalismus – die *res ratiocinans* – entspringt dem dort vertretenen Dualismus von Geist (*res cogitans*) und Materie (*res extensa*), den Latour für eine »schlecht konzipierte Institution« (ebd.: 186) hält. Das Problem für Latour liegt nicht nur in der dualistischen Trennung, sondern vor allem in einer verkürzten Vorstellung von Materie als einer reinen, universellen Kraft begründet. Die Haltung, sich allen existierenden (darunter auch physikalischen) Dingen rein logisch in Form von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen und ohne Bezug zur Auseinandersetzung der Materie selbst mit den komplexen, zeitaufwändigen und netzwerkförmigen Arbeitsprozessen der räumlichen Ausdehnung zu nähern, ist aus Latours Sicht der Kardinalfehler rationalistischer Philosophien. Ihnen setzt er die Methoden der Ethnographie sowie einen an Gilles Deleuze und William James sowie anderen Vertreter*innen der pragmatischen Philosophie entlehnten *radikalen Empirismus* entgegen. Diesem ist an einer Rehabilitierung des Begriffs der *Erfahrung* für den Zugang zu einem Wissen über und vor allem *in* der Welt gelegen (vgl. ebd.: 227ff.). Als Alternative zum cartesianischen Dualismus und anderen darauf gründenden Dualismen der Moderne (Natur/Kultur, Materiell/Symbolisch, Mikro/Makro, Quantitativ/Qualitativ) schlägt Latour, wie bereits erwähnt, daraufhin einen ontologischen Pluralismus vor, den er als »Sein-als-anderes« bezeichnet. Er setzt hier unter Zuhilfenahme des Begriffs der *Instauration*³⁰ auf die Möglichkeit,

»Wesen, zu begegnen, die in der Lage sind, einen zu beunruhigen. WESEN mit noch offenem ontologischen Status, die gleichwohl fähig sind, einen dazu zu bringen, etwas zu tun, fähig, zu verstören, insistieren, einen zu verpflichten, richtig von ihnen zu sprechen bei Gelegenheit [...]. Wesen, die [...] »für etwas einstehen können« (ebd.: 238).

Er geht hier von der *Erfahrung der Differenz der Dinge* aus und betont damit den »transformativen Charakter der Welt« (Gertenbach/Laux 2019: 181), den Doppelklick stets auszublenden sucht. Die alterierenden Dinge werden einerseits mit Autonomie ausgestattet, sie verfügen über das oben bereits angeführte Handlungspotenzial, einen appellativen Charakter, genauer noch über die Fähigkeit, »einen zu beunruhigen«. Andererseits müssen sie aber – da sie nicht über eine stabile Existenz im Sinne einer Substanz verfügen – ihr Glück in der *Subsistenz* »auf eigenes

30 Der von Étienne Souriau entlehnte Begriff, auf dessen Buch »Die verschiedenen Modi der Existenz« (2015 [1943]) auch der Titel von Latours Buch anspielt, soll denjenigen der Konstruktion ersetzen, der nach Latours Einschätzung die schwierige Balance zwischen erkennenden Subjekt und erkanntem Objekt im Erkenntnisprozess nicht adäquat erfassen kann (vgl. ebd.: 233ff.).

Risiko und eigene Gefahr« suchen, für ihre Kontinuität »bezahlen« durch Diskontinuitäten« (Latour 2014: 239). Latour denkt sich die Überlebenskämpfe der Dinge ganz im Stil der Laboratoriumsstudien als experimentelle Versuche, in denen die Dinge nach Halt suchen, dadurch, dass sie eine Kluft – einen *Hiatus* – überspringen, indem sie sich *verändern*, also nicht in sich selbst ruhen, sondern über sich hinausgehen und durch Verbindung mit anderen Dingen neue *Differenzen* erzeugen und hierdurch ihre Existenz (Latour spricht von »Subsistenz«) verlängern. Dieser sich wandelnden Existenz der Dinge wird ein »Sein-als-Sein« entgegengesetzt, das statisch ist und auf einer »Philosophie der Identität und der Wesenheit« (Latour 2014: 574) beruht. Diese schwierige Passage – sowohl existenziell als auch forschungsprogrammatisch – macht den Kern der Untersuchung aus und soll

»die zentrale Hypothese dieser Untersuchung erhellen: Vom Sein-als-sein kann man nur einen einzigen Seinstyp ableiten, von dem man auf mehrere Arten *sprechen kann*; während wir versuchen werden, zu definieren, auf wie viele verschiedene Arten das Sein sich *ändern*, alterieren kann, durch wie viele *andere Formen von Andersheiten* es in der Lage ist, sich hindurchzuschlängeln, um fortzufahren zu existieren [...], wie viele verschiedene Arten das Sein hat, *durch* anderes *hindurchzugehen*, zu *passieren*« (ebd.: 240, Hervorhebungen im Original).

Latour wendet sich hier auch gegen den *linguistic turn*³¹ der Sprachphilosophie, der auf einer verkürzten Idee der Praxis beruht, da Weltverhältnisse und damit auch alle nicht-menschlichen Dinge ausschließlich in Form sprachlicher Äußerungen erfasst werden (siehe 3.1).

-
- 31 Der Begriff bezieht sich auf sehr unterschiedliche philosophische Strömungen und ist daher nicht trennscharf. Latours Kritik scheint aber an der von Richard Rorty (1992 [1967]) popularisierten Verwendung des Begriffs anzuschließen, wonach der linguistic turn sich auf eine breite Bewegung in der Philosophie bezieht, die alle philosophischen Probleme als sprachliche Probleme auffasst. Sprache wird hier insbesondere als formales Zeichensystem verstanden und mit den Methoden des logischen Positivismus (allen voran bei Rudolf Carnap) untersucht und in Abgrenzung zu »ordinary-language philosophers« gesehen, die eher auf den alltäglichen, praktischen Gebrauch von Sprache abstellen. Hierunter fällt etwa J. L. Austins Sprechakttheorie (»Doing things with words«), denen auch Rorty, Latour, Butler und andere VertreterInnen pragmatistischer Philosophien nahestehen. Aber auch der späte Wittgenstein (in Abgrenzung zu seinem Frühwerk »Tractatus logicus-philosophicus«) wird für sein Hauptwerk »Philosophische Untersuchungen« und durch seine dort entwickelte Idee, dass Sprache in Form von Sprachspielen immer an eine alltägliche Praxis und Lebensform gebunden ist, von praxistheoretischer Seite (z.B. prominent bei Schatzki 1996, siehe auch weiter oben 3.1) her vereinnahmt. Luhmann (1998: 205-229) hat sich in seiner Kommunikationstheorie sozialer Systeme ebenfalls ausdrücklich dem linguistic turn zugeordnet, da Bewußtseins-/Körper- und andere nicht-sprachliche Elemente zugunsten einer Deontologisierung des Sozialen ausgeblendet werden (mit Ausnahme des Begriffs der Konstitution, den Luhmann in Anlehnung an Husserls Begriff der bewusstseinsimmanenten Transzendenz für das Problem des Verhältnisses von Sinn und Welt veranschlagt, nämlich für den Umstand, dass subjektiv Erlebtes immer auch über sich selbst – auf Welt – hinausweist, siehe Luhmann 1971: 26-39 bzw. das ganze Kapitel: 25-100). Laut Vogd (2016b: 8) hat Luhmanns Theorieentwurf das Soziale daher – im Gegensatz zum hier verhandelten Ansatz von Latour – nicht »von vornherein unter dem Blickwinkel hybrider Praxen konzeptualisiert«, sondern am reflexiven Sinnbegriff einer kommunikativ fundierten Systemrationalität angesetzt. Für diese ist die Differenz von System und Umwelt konstitutiv, wodurch sich »jener mysteriöse Beobachter, der als betriebliche Differenz seinslogisch keine Existenz hat« aufdrängt, womit die Einheit der Differenz von System und Umwelt reflexionslogisch nur als Differenz, als Negation gedacht werden kann und zu weiteren Theorieanpassungen zwingt, wie sie Jansen (2016) und Jansen/Vogd (2013) im Anschluss an Gotthard Günther vorgelegt haben.

3.4.3 [ORG], [BIN] und [MOR]: Die drei Existenzmodi der Ökonomisierung

»Dieselben Berechnungen, dieselben Zahlen können zur Referenz und zur Organisation dienen, ohne deshalb aber von denselben Präpositionen losgeschickt worden zu sein. [...] Die Weggabelung ist heikel, denn genau an diesem Punkt wird die unschuldige und unerlässliche Arbeit der *Ökonomisierung* in die *Ökonomie* umkippen, im Sinne einer Metaphysik der Inklusion und Exklusion, die im Namen der Vernunft entschieden wird [...].« (Latour 2014: 554f., Hervorhebungen im Original)

Es ist im Folgenden mit Latour zu zeigen, was dies für die Ökonomie bzw. die Wirtschaftswissenschaften bedeuten kann. Zunächst suggeriert der Doppelclick, dass ein positivistisches Modell von Ökonomie, wie es Friedman entworfen hat (vgl. Kapitel 2 bzw. 2.1.2), als objektive Wirklichkeit genommen wird und nicht mehr als eine vom Menschen gesetzte theoretische Anschauung verstanden wird. Die positive Ökonomie ist nur deshalb »positiv«, weil sie als solche von Menschen gesetzt wurde, nicht aber dadurch, dass sie – wie proklamiert –, direkten Zugang zur »ökonomischen Materie« als der »zweiten Natur« des Menschen hätte. Gerade die Wirtschaftswissenschaften können nicht einmal ansatzweise die Referenzketten nachzeichnen, welche von den konkreten Tauschprozessen zum theoretischen Modell führen. Im Gegenteil, Studien unter dem Paradigma der ANT zeigen, was für ein technischer und rechtlicher Aufwand betrieben werden muss, um all die sozialen Bindungen und mikropolitischen Dynamiken zurückzudrängen, die den idealen Markt unter Normalbedingungen verunmöglichen (vgl. MacKenzie et al. 2007). Eine Wirtschaftswissenschaft, welche eben auf die Referenzketten zurückschließen würde, hätte dann vor allem die Wirtschaft als einen kommunikativen und performativ hergestellten Prozess ernst zu nehmen bzw. zu untersuchen.³² Genau dies geschieht aber derzeit nicht. Im Gegenteil erscheint das (neoklassische) Marktmodell weiterhin zugleich als Gesetz wie auch – gleichsam in Form einer Theodizee (Vogl 2010) – als wünschenswerter wie auch nahezu natürlich erreichbarer Endzustand einer *entwickelten* Volkswirtschaft. Eine solchermaßen verstandene Wirtschaftswissenschaft verspielt, so die zentrale Kritik von Latour, nicht

32 Siehe zum Desiderat einer kommunikationstheoretischen Wendung wirtschaftswissenschaftlicher Diskurse auch Priddat (2014, 2015).

nur ihr Reflexionspotenzial, ihr entgehen darüber hinaus die Dynamiken, welche ökonomisches Handeln konstituieren wie auch legitimieren, sie führt damit zum gleichen fatalen *epistemischen Kurzschluss* bzw. [DK].

Um diesen Kurzschluss zu korrigieren, schlägt er der Wirtschaftswissenschaft die Rückkehr zu einer Reflexionsebene vor, die die Disziplin selbst wieder in die Lage versetzt, den eigenen Untersuchungsgegenstand ausgehend von den eingangs zitierten zwei Diskrepanzen neu zu entdecken. Durch die Befreiung von [DK] könnte die Ökonomik wieder zu den weniger reduktionistischen Konzepten ihrer Gründungsfiguren (wie Adam Smith) zurückkehren und die große Frage des Zusammenhangs von gesellschaftlichem Leben, Moral und dem Problem der Verteilung von knappen Gütern, von Zwecken und Mitteln, neu stellen. Um diesen komplexen Lagerungen näher zu kommen, schlägt Latour ein praxeologisches Verständnis des Ökonomischen als *Prozess der Ökonomisierung* vor, die durch das bereits erwähnte Amalgam aus den drei Existenzweisen Organisation [ORG], Bindung [BIN] und Moralität [MOR] zum Ausdruck kommt. In den Fokus der Analyse kommen zunächst die *organisationalen Skripte* und die ihnen eingewobenen Berechnungsvorrichtungen und Verteilungsschlüssel (die sog. »Wertmesser«), die einer besonderen Immanenz der Organisation entspringen; daraufhin die *leidenschaftlichen Interessen*, die den Modus der Bindungen [BIN] von Menschen und Gütern verkörpern, sowie drittens der Modus der Moralität [MOR], der die Erfahrung des Skrupels darüber reaktivieren möchte, ob und inwiefern die Berechnungen über das Optimum der Verteilung von Zwecken und Mitteln auch *anders* ausfallen können und sollen.

[ORG]: Die Organisation als performativer Akt der Rahmung

»Wenn man von der Ökonomie spricht [...] muß man sich riesigen Ensembles von Menschen und Gütern annähern, die Organisationen mit einer erstaunlichen Komplexität bilden und deren Einfluß den Planet mit seinen Netzwerken überzieht. [...] Und sie macht sich auf und nähert sich »juristischen Personen«. Sie legt Hand ans Werk, und was sieht sie? Fast nichts Solides oder Dauerhaftes. Eine schwindelerregende Aufeinanderfolge, Anhäufung, Schichtung von sukzessiven Desorganisationen [...].« (Latour 2014: 524ff., Hervorhebungen im Original)

Um zu erklären, was spezifisch am Modus der Organisation ist, was hierbei versammelt, modifiziert und dadurch ständig erweitert wird, fokussiert Latour den Begriff des Skripts und wendet ihn performativ. Skripte in Organisationen sind für ihn Erzählungen mit einer doppelten Bezogenheit für diejenigen Elemente, die von ihren Programmen berührt sind. Im Umgang mit ihnen ergibt sich die paradoxe Lage, fixiert und zugleich beweglich zu sein. Der »organisierende Akt« trägt demnach einer Konstellation Rechnung, die dem Prinzip des Role-Taking/Role-making (Mead) nahekommt und doch betont, dass es sich um je organisational erzeugte Diskontinuitäten handelt, die keiner stabilen (Rollen-)Struktur unterliegen, sondern neue, stets verstreute Elemente aufgreifen und andere fallen lassen oder sogar weiter desorganisieren. Latour sieht im organisierenden Akt den fortlaufenden Prozess einer performativen Rahmung, die durch Skripte und ihre Berechnungsvorrichtungen, die er »Wertmesser« nennt, vermittelt wird. *Ökonomisierung* bezeichnet daraufhin die »messende Masse« (ebd.: 553) der Recheninstrumente und Verteilungsschlüssel, deren »quali-quantitativen Daten« (ebd.) Ketten von Performativität erzeugen, die Latour in der doppelten Bedeutung der französischen Redewendung »prendre des mesures« ausmacht: »Messungen vornehmen, Maßnahmen ergreifen« (ebd.). In diesem Komplex aus *Rechnen und Rechenschaft* »verschmelzen die Wertmesser Tatsachen und Werte – und glücklicherweise, denn darin besteht ihre Hauptfunktion: Sie verteilen, wer wem wieviel und über einen wie langen Zeitraum schuldet.« (Ebd.)

Konträr zur Vorstellung eines zu berechnenden Optimums quantitativer und amorpher ökonomischer Tatbestände, von denen die organisationalen Skripte bzw. »Wertmesser« des Managements (wie Bilanzen, Benchmarks, Balanced-Scorecards, Controlling-Kennziffern) aus konzipiert sind, erlauben die Berechnungsapparaturen und Skripte Raum und Zeit immer wieder neu zu verknüpfen und damit die Grenze der Organisation *performativ* zu *kontrollieren*. Hier liegt ihre »merkwürdige Funktion, gleichzeitig *das* zu verteilen, was zählt, und *die*, die zählen.« (ebd.: 550) In ihrer Gesamtheit bilden die Wertmesser daher keine Aggregate, keine oder nur sehr schwache Emergenzen, sondern stellen lediglich Wegmarken einer netzwerkförmigen Bewegung dar, die sich unablässig ändert. Flachheit auch hier: Marktordnung, autonome Wirtschaftssubjekte und gesellschaftliche Teilsysteme existieren jeweils »nur als *momentane Segmente* in der Trajektorie eines Skripts« (Latour 2014: 544, Hervorhebung im Original), das mit ihnen *rechnet*. Die Rechenskripte geben Halt durch die ständige Produktion von Diskontinuität, eine Differenz, die eine stabilisierte Masse ökonomischer Werte hervorbringt und hierüber eine vermeintliche Handlungssicherheit und *Rationalität* produziert. Dies Verhältnis entspringt jedoch nur einer Zirkulation der Skripte, die unablässig eine Anpassung der Dimensionierung notwendig macht. Die Größe und Wertigkeit eines Unternehmensportfolios oder einer geldpolitischen Krisenintervention ist also relativ zu den sie performierenden Akten der Rahmung organisationaler Skripte

zu verstehen, insofern sie vorgängige Skripte ver- oder entwirren und an fernere Skripte Anschluss finden. Was aber verbindet die Skripte untereinander, was stapelt sie? Und welche Phänomene werden unablässig in ihrer Dimensionierung variiert, dadurch übersetzt und neu versammelt? Es sind die leidenschaftlichen Interessen und Güter.

[BIN]: Die Bindung leidenschaftlicher Interessen und Güter

»Und diese immense *Mobilisierung* der Dinge und Menschen, heißt es, habe keinen anderen Motor als die bloße *Übertragung unbestreitbarer Notwendigkeiten*. Alles ist hier heiß, gewaltsam, aktiv, rhythmisiert, widersprüchlich, schnell, unterbrochen, dröhnend – aber man beschreibt uns diese immensen überkochenden Kessel als die einzige, rationale, kohärente und kontinuierliche Manifestation des alleinigen Interessenkalküls.« (Latour 2014: 522f., Hervorhebungen im Original)

Was setzt nun die Zirkulation der Skripte in Gang? Für Latour ist es die Mobilisierung der leidenschaftlichen Interessen³³, die zwischen den Leidenschaften der Menschen und den Gütern bestehen und greift damit die ökonomische Anthropologie von Gabriel Tarde auf (siehe Latour/Lépinay 2010). Die zentrale Frage lautet für ihn: Wie überführt sich Heterogenes in Homogenes? Es geht ihm um die Bindungsarbeit, um die *vorgängigen* Übersetzungsprozesse, in dem die leidenschaftlichen Interessen als ungleiche, wenngleich gerichtete *Valenzen* bereits existieren und das Inventar für noch zu erfolgende Bindungen und Transaktionen darstellen. Das Problem von »Begehren und Mangel« macht es aus Sicht von Latour unmöglich, die unzähligen Leidenschaften, die er als »Grad der *Intensität* der Bindung« (Latour 2014: 585f., Hervorhebung im Original) versteht, und die heterogenen Interessen, die als Mittler die Mühsal der Verbindungsarbeit anzeigen, entgegen der ökonomistischen Theorie einfach vorauszusetzen. Was ökonomische Transaktionen in Gang setzt und das Fortexistieren von Quasi-Subjekten (Politik, Recht, Religion) und Quasi-Objekten (Technik, Fiktion, Referenz) durch Zusammenhalten sichert, definiert sich nicht durch individuelle Nutzenkalküle, sondern durch das, was es

33 Im Französischen »inter-esse«: dazwischen-sein, als Mittler, in der Mitte.

zu überwinden, sprich *in Kauf zu nehmen* gilt, um eine äquivalente Transaktion homogener Güter überhaupt erst zu realisieren. Nicht der Zweck heiligt die Mittel, sondern die heiligen Mittel bezwecken die Verbindung und Vervielfältigung von Gütern und Übeln: »Wie viele Leidenschaften in diesen Begehrlichkeiten, in diesen Verlangen, in diesen Obsessionen« (ebd.: 575), zu denen die Dinge *verleiten*.³⁴

Ähnlich wie bei der generalisierten Nutzentheorie eines Gary Becker³⁵ ist hier zwar auch alles Sache der Berechnung, aber vielmehr gilt es die dort verortete »lässliche Sünde von Doppelklick« (Latour 2014: 579) zu vermeiden, nämlich »Transporte ohne Transformationen« (Latour 2014: 590) anzunehmen, also zu glauben, es handle sich bei marktwirtschaftlichen Transaktionen nur um den monetären Austausch homogener Güter zwischen rational agierenden Wirtschaftssubjekten (Äquivalenzverhältnis: Geld gegen Gut). Die besonderen Merkmale des Existenzmodus der Bindungen [BIN] liegt daher im Dreiklang von Mobilisierung-Interesse-Bewertung begründet, in der Berechnung der Leidenschaften. Seine besondere Differenz besteht in der »Inkommensurabilität der Güter und der Mittel, sie sich anzueignen, die Heterogenität der Bindungen und das plötzliche Auftauchen des Werts« (Latour 2014: 586). Den analytischen Schlüssel zum Verständnis des Existenzmodus sieht Latour in der Untersuchung von Prozessen der *Inwertsetzung*, die dann gleichzeitig ein Momentum bzw. eine Kraft hervorbringen, die beobachteten leidenschaftlichen Interessen zu binden, zu kanalisieren und zu verstärken und Güter und Menschen zu verknüpfen. Diese Kräfte werden im weiteren Verlauf von skriptbasierten Berechnungen formatiert und können dann als stabilisierte »Wertschätzungen« in Form organisationaler Skripte zirkulieren. Dieser komplexe Prozess wird dann von der im Modus des [DK] verfahrenen Ökonomik als »substantielle Rationalität« (Tietzel 1981) verdinglicht.

34 Allgemeiner formuliert versteht Latour die Mittler als Elemente, die »die Vernunft selbst sind, das einzige Mittel, um im Sein fortzudauern« (Latour 2014: 231).

35 Vgl. einschlägig Gary Becker, der Jeremy Bentham sekundiert: »Die These, daß Leidenschaft nicht kalkuliert, ist [...] nicht wahr. Ich würde noch nicht einmal sagen, daß ein Geistesschwacher nicht kalkuliert. Leidenschaft kalkuliert, mehr oder weniger, bei jedem Menschen« (Becker 1993: 7). Siehe auch oben, Kapitel 2.

[MOR]: Die Verheißung der Ökonomik als Berechnung des Optimums und die Wiederentdeckung des moralischen Skrupels

»In der Ökonomie besteht die Frage darin, erklärt man ihr feierlich, seltene Güter zu teilen, knappe Materialien, Güter oder Nutzen zu verteilen oder, im Gegenteil, die größtmögliche Zahl profitieren zu lassen von einem wunderbaren Füllhorn, das man in dieser oder jene Ressource gefunden hat. [...] Sie lenkt ihren Blick schon hin zu den lärmenden Versammlungen, wo man solche gemeinsamen Sachen heftig diskutieren wird. Aber was sagt man ihr? *Nichts* und *niemand* entscheidet: »Es genügt zu rechnen.« [...] Diese ganze riesige Maschine funktioniert augenscheinlich mit Autopilot. Dort wo alle Welt entscheiden muß, scheint *niemand* seine Hand im Spiel zu haben...« (ebd.: 523f., Hervorhebungen im Original)

Der dritte Modus der Moralität [MOR] ist zugleich der sperrigste und faszinierendste der drei ökonomischen Modi. Ausgehend von Marcel Mauss (1990) Studie »Die Gabe«, welche durch die Untersuchung der *moralischen* Reziprozität von Gütertransaktionen zum Meilenstein der ökonomischen Anthropologie wurde (siehe auch den prägenden Einfluss bei Bourdieu weiter oben in Kapitel 3.2), möchte Latour die in Vergessenheit geratene Leistung des Ökonomischen hervorheben: die Erfahrung des Skrupels, ob tatsächlich im moralischen Sinne *quitt* ist, wer mit seinem Gegenüber eine Transaktion durchgeführt hat. Einer *Erfahrung*, der letztlich vom Modernismus [DK] und in dessen Folge von der Ökonomik ein Ende bereitet wird, da sie behaupten, dass es sich um monetäre *Äquivalente* handle, die am Markt getauscht würden und dass man ferner die *optimale* Verteilung der Zwecke und Mittel, die dem Transaktionskalkül unterliegen, mit Gewissheit berechnen könne, um sicher zu sein, dass man nichts mehr schulde, folglich *quitt* sei und die Geschäftsbeziehung für diese Transaktion als *beendet* erklärt werden könne.³⁶ Die spezielle Qualität der Moralität ist für Latour dabei das *grenzenlose Vortasten*, das immer

36 Vgl. Latour (2014: 605, Hervorhebung im Original) die französische Bedeutung des Wortes »Fin-anzen«.

wieder von Neuem erwogene Infragestellen, das sich dadurch als moralisch kennzeichnet, dass es durch seine eigene Verifikation oder Falsifikation eine weitere *moralische*, weil von einem wiederholten Skrupel genährte, Bewegung auslöst.

Die moderne Moral hört auf moralisch zu sein, wenn sie die Erfahrung des Skrupels darüber nicht mehr zulässt, ob richtig oder falsch gerechnet wurde, wenn sie neue Beweise ignoriert oder sich in moralische Prinzipien flüchtet. Und genau dies leistet eine dem epistemischen Kurzschluss [DK], einem »idealistischen Materialismus« aufsitzen Ökonomik. Denn sie nährt den Glauben daran, dass es sich bei ihrem Bezugsobjekt um eine starre, zeitlose ökonomische Materie handelt, die man exakt oder näherungsweise exakt berechnen könne. Durch die exakte Berechnung suggeriert die Ökonomik, dass es sich bei den Ergebnissen ihrer Modellrechnungen um *wertfreie* Tatsachen handelt, die die Erfahrung des Skrupels über ihre eigenen Berechnungsdispositive tilgt und sich damit als »Vorsehungsökonomie« (Latour 2014: 616) kennzeichnet. Dabei sei es die große Leistung der Ökonomie gewesen den Mut zu folgender Frage aufgebracht zu haben: »Wieso wißt ihr, daß es sich dabei um eine *optimale* Kombination handelt?« (Latour 2014: 613, Hervorhebung im Original). Ihr eigentlicher, ebenso einzigartiger wie paradoxer Auftrag lautet entsprechend: »Das Optimum muß berechnet werden, während es unberechenbar ist« (Latour 2014: 622f., Hervorhebung im Original). Sich dieser komplexen sozialen Prozessdynamik bewusst zu werden, würde heißen, sich einzugestehen, dass die Ökonomik keine Naturwissenschaft mit Zugang zu referentiellen Wahrheiten darstellt, sondern vielmehr als eine normativ-performative *Rechendisziplin* zu verstehen ist, die den Praktiker*innen des Ökonomischen *Werkzeuge* an die Hand gibt, wie sie Leidenschaften, Skripte und Skrupel, diese drei »Rohstoffe« ökonomischen Handelns, in Form bringen und *handhabbar* (manageable) machen können. Dazu wird es notwendig, so Latours Pointe, auf »dem Gebiet der Ökonomie agnostisch« (Latour 2014: 632) zu werden, die Bindung von Epistemologie und Ökonomie also zu lösen.

3.5 Zwischenfazit: Metatheoretischer Rahmen

In diesem Kapitel wurde das Phänomen der Ökonomisierung aus praxis- und organisationstheoretischer Perspektive erschlossen und ein die empirischen Analysen sensibilisierender metatheoretischer Rahmen erarbeitet. In diesem Rahmen wird Ökonomisierung als *Verhältnis* von *Autonomie* und *Kalkulation* konzipiert und vorgeschlagen, den Gegenstand weder ausschließlich auf einer gesellschaftstheoretischen Ebene, noch mit Hilfe dualistischer Konzeptionen des Sozialen zu untersuchen. Es wurde argumentiert, Ökonomisierungsvorgänge auf der Ebene von Organisationen zu untersuchen und sich diesen praxistheoretisch mit Blick auf alltägliche, körperbezogene und implizite Wissens- und Praxisformen zu nähern. In-

struktiv für eine solche praxistheoretische Perspektive erscheint das Habituskonzept von Bourdieu und dessen Sozialtheorie einer Ökonomie der Praxis. Letztere hat durch eine Analyse des Austauschs von symbolischen Gütern das Weber'sche Programm einer kulturalistischen Deutung westlich-rationalistischer Ökonomien am Beispiel des Übergangs der vorkapitalistischen (kabyllischen) in eine kapitalistische Ökonomie fortgeführt, dabei aber auf gänzlich andere theoretische und methodische Instrumente zurückgegriffen. Mit Hilfe des Habituskonzepts lassen sich die impliziten Dimensionen des von Kalkulationen beherrschten, kapitalistischen Wirtschaftsgebarens nachvollziehen und so ein relationales Verständnis von Ökonomisierungsvorgängen erlangen. Dieses erscheint dann nicht als alleinige Rechenübung rational agierender Wirtschaftsakteur*innen (den *homini oeconomici*), sondern ergibt sich aus dem Wechselverhältnis einverleibter objektiver Strukturen und einer *Logik der Praxis*, der eine gewisse Unberechenbarkeit eigen ist. Bourdieu versteht seine Sozialtheorie als *Ökonomie der Praxis*, womit eine *Dezentrierung* gegenüber gängigen neoklassischen Wirtschaftstheorien zum Ausdruck kommt. Nicht allein die effiziente Koordination von rational berechnenden Wirtschaftssubjekten durch Preissignale an einem Markt ist zentral für ein Verständnis von Wirtschaft. Vielmehr existiert diese »ökonomische Ökonomie« neben und in Auseinandersetzung mit anderen »symbolischen Ökonomien«. Bourdieu konzipiert Gesellschaft daher als in unterschiedliche autonome *Felder* ausdifferenzierte Spielarena, in der Akteur*innen um *soziale Positionen* und *legitime Werte* kämpfen, die sich aus verkörperten Dispositionen und Besitzverhältnissen unterschiedlicher Kapitalformen (ökonomisch, sozial, kulturell, symbolisch) ergeben. Der Wettkampf zehrt von der »illusio« der Spielenden, ihrem Glauben daran, dass es sich lohnt die Spielregeln zu achten, nicht zuletzt um von Kontrahent*innen als ebenbürtig anerkannt zu werden und hierüber symbolisches Kapital einzustreichen.

Die konflikttheoretische Note hat Bourdieu allerdings nicht dazu veranlasst, die Eigenlogik von Organisationen – ihre spezifische soziale Autonomie – für seine Ökonomie der Praxis aufzugreifen, obwohl für diese die Konfliktvermutung aufgrund der Entgegensetzung unterschiedlicher Interessen, die in Organisationen tagtäglich aufeinanderstoßen, besonders naheliegt. Daraufhin war es nötig geworden, die Arena sozialer Felder zu verlassen und einen Umweg zu gehen, über den das schwierige Verhältnis von Praxis- und Organisationstheorien bestimmt werden sollte. Im thematischen Verlauf von industriellen, über bürokratische hin zu organisatorischen Theorien von Organisationen wurde eine praxeologische Bestimmung von Organisationen in Grundzügen vorgestellt. Hierzu wurden in einem ersten Schritt mechanistische Theorien organisationaler Praxis, die Organigramme, formale Regeln, Hierarchien, Technologien, Input-Output-Verhältnisse schon für die organisationale Realität selbst halten, diskutiert. Postbürokratische Organisationstheorien (Mikropolitik von Crozier/Friedberg und Konfigurationsansatz bzw. Expertenbürokratie bei Mintzberg) waren dann insofern von Bedeutung für den

Fortgang der Argumentation, als dass hier zum ersten Mal die Praxis autonom bzw. professionell handelnder Organisationsmitglieder und Berufsgruppen organisationstheoretische Beachtung fand, welche unter tayloristischen Vorzeichen noch als opakes »Erfahrungswissen« die Negativfolie einer wissenschaftlichen Betriebsführung darstellte. Am Beispiel der Expertenbürokratie Krankenhaus wurde ein organisationssensibler Einblick dafür erlangt, dass neben einer formal-hierarchischen auch die Existenz einer professionellen Autorität eine wichtige Rolle für bürokratische Abläufe spielt. Während sich das für eine derartige Autorität relevante formale Wissen in der *Umwelt* der Organisation bildet, manifestiert es sich als *praktisches Wissen* der professionellen Gruppe innerhalb der Expertenbürokratie. Es spielt dort einen entscheidenden Faktor bei der Ausgestaltung bürokratischer Strukturen und Verfahrensabläufe, und muss – wie Mintzberg gezeigt hat – daraufhin neben einer fraglos weiterhin einflussreichen hierarchischen Leitungsebene angemessen organisationstheoretisch berücksichtigt werden.

Um die Komplexität und Eigensinnigkeit von Organisationen weiter zu verfolgen, lag es im nächsten Schritt nahe, ihr Verhältnis zu Ressourcen und Entscheidungen genauer zu betrachten und nach den spezifischen Umweltbeziehungen zu fragen, die sie unterhalten. Doch auch hier musste die Idee eines direkten Durchgriffs der Umwelt (Input) auf die organisationale Praxis (Output) in Form von Ressourcenabhängigkeiten (RDT) oder institutionalisierten Erwartungen im Rahmen von Isomorphieprozessen in organisationalen Feldern (SNI) verworfen werden, wenn die Eigenlogik von Organisationen angemessen theoretisiert werden soll. Daher erscheint es naheliegender, operative Fiktionen in den Blick zu nehmen, die es Organisationen erlauben, ihre turbulenten Umwelten sowie die eigenen inneren Interessengegensätze, Ressourcen, mikropolitischen Spiele, technologischen Unzulänglichkeiten, Arbeits- und Herstellungsprozesse sowie informale Strukturen im Modus des »Als-Ob« temporär und stets auf ein Neues zusammenzuhalten. »Langfristige« Mitgliedschaftsvereinbarungen, »solide« Investitionsentscheidungen, »informierte« Ratschläge von Beratern, neue »effiziente« IT-Systeme, »gewinnbringende« Kooperationen mit Organisationen desselben Feldes; »funktionierende« Arbeitsabsprachen: alles, was in Organisationen geschieht, geschieht unter Normalitätsannahmen. Diese unterliegen jedoch einer organisationalen Praxis, deren Wirklichkeit alles andere als gesichert und widerspruchsfrei erscheint und weder von außen, noch von innen problemlos gesteuert werden kann.

Organisationale Erwartungen bezüglich des Eintretens einer erwünschten oder wahrscheinlichen Zukunft markieren jene Praxis, mit der Organisationen ihre inhärente Unsicherheit verschleiern und zugleich bearbeiten. Eine besonders markante Ausprägung organisierter Fiktionen stellt das *organisierte Rechnen* dar. Kalkulationen liefern »Wirklichkeitsgrundlagen« (Vollmer 2004: 457). Sie dienen der ressourcenbasierten Selbstvergewisserung, leisten einen wesentlichen Beitrag zum Aufbau eines organisationalen Gedächtnisses sowie zu dessen Filterung und liefern

Hinweise, wie Entscheidungen zu fällen sind. Auch Mitgliedschaftserwartungen können so gleichermaßen fixiert wie auf die Zukunft hin überprüft werden. Organisationale Realitäten bauen in erheblichem Maße auf rechnerischen Fiktionen darüber auf, wie der Prozess des Organisierens gestaltet werden könnte, was plausibel und wahrscheinlich ist und wie diese ersehnten Ziele bzw. Zukünfte erreicht werden sollen. Aus »Aspirationalisierung« (Vollmer 2004) – dem Erstreben einer Zukunft vermittelt »Zahlenwerke« (Mennicken/Vollmer 2007: 10) – ziehen organisationale Entscheidungen ihre Kraft, sie setzen Organisationen unter Strom, da ihre Projektionen zugleich beunruhigend und bindend, unsicher und aktivierend sind. Dabei vollzieht sich das »Einleben« (Vollmer 2004) in diese Zahlenwelten in Organisationen nicht automatisch oder ist als eine Selbstverständlichkeit zu betrachten. Gerade deshalb ist es für Ökonomisierungsvorgänge besonders bedeutsam, nicht zuletzt, weil Aspirationalisierung ein »Beunruhigungspotential« (ebd.: 460) inhärent ist, das besonders häufig zu stärker routinierten sowie professionellen Arbeits- und Herstellungsprozessen in Wechselwirkung steht. Hier gilt es dann bei der empirischen Rekonstruktion anzusetzen.

Bruno Latours Arbeit (2014) von den modernen »Existenzweisen« und seine Ausführungen zum Begriff der Ökonomisierung waren dann der letzte metatheoretische Bezugspunkt. Latours in diesem Buch vollzogene differenztheoretische Wende eröffnet hierfür gute Bedingungen. Er formuliert dort im Rahmen einer relational-ontologischen Anthropologie einen (wie schon bei Bourdieu nachvollzogenen) Vorbehalt gegenüber rationalistischen Postulaten, die Theorien über die Praxis schon für die Praxis selbst halten. Ihnen attestiert er einen epistemischen Kurzschluss, den er »Doppelklick« [DK] nennt. Er sieht die »ökonomische Materie« daraufhin nicht in stabilen Rechenprozeduren mit Zugang zu wissenschaftlichen Wahrheiten begründet, sondern reformuliert das Ökonomische vielmehr als praktischen Vollzug, als kontinuierlichen *Prozess der Ökonomisierung*. Diesen fasst er als Verbund aus den drei Existenzweisen Organisation [ORG], Bindung leidenschaftlicher Interessen und Güter [BIN] und Moralität des Rechnens [MOR].

Organisationen gelten Latour nicht als rationale Maschinen, die in routinemäßigen Arbeitsverrichtungen und starren Formalstrukturen aufgehen, sondern werden als performative Akte der Rahmung verstanden, die unablässig neue temporäre Verwicklungen, Ordnungen, Verteilungen, Projekte und Aufgaben erzeugen und durch »Wertmesser« (Berechnungsinstrumente und deren Verteilungsschlüssel) Tatsachen und Werte miteinander verschmelzen. Jenseits »kalter« Berechnungen und stabiler Präferenzordnungen eigennütziger Akteur*innen verweist die Existenzweise der Bindung auf die ständigen Übersetzungsprozesse, die durch leidenschaftliche Interessen der Menschen zum Ausdruck kommende Werte (Valenzen) in marktförmige Gütertransaktionen (Äquivalenzen) überführen. Latour legt hier seinen Fokus auf das *Tohuwabohu* der unterschiedlichen Bedürfnisse der Menschen, den mangelnden Mitteln sich die damit in Verbindung

stehenden Güter anzueignen und den Leidenschaften und Übeln, die notwendig sind, um letztlich doch das zu bekommen, was so heiß ersehnt wurde und einen *mitreißt und verändert*. Die Existenzweise der Moralität wiederum rekurriert auf das Beunruhigungspotenzial, welches von den Recheninstrumenten ausgeht, deren Funktion als »Aspirationalisierung« (Vollmer 2004: 460f.) gefasst wurde. Das Optimum eines Zweck-Mittel-Verhältnisses zu berechnen, was nicht berechnet werden kann, fasst die Erfahrung dieser Existenzweise zusammen. Immer wieder neu zu rechnen, bedeutet aber auch, sich nicht allzu sicher in seinen organisierten Fiktionen einzurichten, sondern den moralischen Skrupel zuzulassen, wieder und wieder zu rechnen und es besser machen zu wollen. In der akzeptierenden Selbsttäuschung über den Zweck des rechnerischen Unterfangens, die zu immer neuen Berechnungen, aber nicht zum letztgültigen Optimum führt, erblickt Latour die Tugend volks- wie betriebswirtschaftlicher Rechenvorrichtungen. In der steten aspirationalen Prüfung, die Güter möglichst optimal auf die Intensitäten der leidenschaftlichen Bindungen und Interessen der Menschen zu verteilen und mit den organisationalen Skripten zu verknüpfen, findet die Ökonomien ihre eigentliche Erfüllung, ihr *nützliches* Projekt der ständigen Formatierung von Weltverhältnissen.

Die Verbindung von leidenschaftlichen Interessen bzw. Werten und Gütern weist auch zurück auf das Habituskonzept von Bourdieu. Als Scharnier von Körper und Welt kommt im Habitus der praktische Sinn eines relationalen *Objektbezugs* zum Vorschein, an dem auch Latour mit der Existenzweise der Bindung gelegen ist. Jenseits individueller Nutzenkalküle, von dem die Extrapolationen der Mainstream-Ökonomik stets ausgehen, legen Bourdieu wie Latour ihr Augenmerk auf das praktische Verhältnis der Menschen zu den Gütern sowie das Leiden und die Übel, die zur Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen und insbesondere Eigentumsverhältnissen notwendig sind. Den »immensen überkochenden Kessel« (Latour 2014: 522f.) menschlicher Strebungen kann nur verstehen, wer ökonomische Berechnungen und Transaktionen als habitualisierte »unmittelbare Beziehung, durch Berührung« (Bourdieu 2004: 174) konzipiert. Berechnungen verlieren folglich ihre rationalistische Statik, da die Rechenprodukte an den *praktischen Sinn innerhalb sozialer Kontexte* rückgebunden werden, in denen die Dinge ihre speziellen Bindungskräfte entfalten, gerade weil sie diejenigen, die sich gebunden fühlen, hierdurch gemeinsam transformieren.³⁷ Organisationen – verstanden als

37 Das Verhältnis von Latour und Bourdieu ist nicht leicht zu bestimmen. Einerseits teilt Latour mit Bourdieu die Logik der Praxis und übernimmt auch Bourdieus Habituskonzept weitestgehend, kritisiert aber (neben Bourdieus Feldtheorie, dem Kapitelbegriff und seiner politischen Soziologie) die strukturalistische Auslegung des Konzepts und betont eher dessen aktive Seite und die Möglichkeiten der Enaktierung (siehe die Existenzweise der Gewohnheit [GEW]: Latour 2014: 365-394, die in der englischen Ausgabe als »habit« bzw. [HAB] bezeichnet wird). Die sozialräumliche Perspektive von Bourdieus Feldbegriff wiederum transzen-

organisierte Fiktionen – können als prototypische Kontexte für derlei Erfahrungen verstanden werden. Eine solche Perspektive kann jedoch nur einnehmen, wer der »lässlichen Sünde von Doppelklick« (Latour 2014: 579) widersteht und auf dem Gebiet der Ökonomie »agnostisch« wird, was – wie Latour zugibt – keine leichte Aufgabe darstellt. In der empirischen Analyse und dem Fazit wird unter anderem

diert er mit seiner flachen Ontologie der zirkulierenden Referenzen innerhalb von Akteur-Netzwerken. Latours Haltung wird in folgendem Zitat (Latour 2007: 360f.), das offensichtlich auf Bourdieus »Die Feinen Unterschiede« (1999) anspielt, ziemlich deutlich: »Wie viele umlaufende Klischees müssen wir absorbiert haben, bevor wir die Kompetenz besitzen, eine Meinung über einen Film, einen Gefährten, eine Situation, eine politische Einstellung zu äußern? Wenn wir damit begännen, den Ursprung jeder unserer Eigenschaften zu überprüfen, wären wir dann nicht auch hier wieder in der Lage, dieselbe sternförmige Gestalt zu zeichnen, die uns zwänge, viele Orte, Menschen, Zeiten und Ereignisse wieder aufzusuchen, die wir größtenteils schon vergessen hatten? Dieser Ton der Stimme, diese ungewöhnliche Ausdrucksweise, diese Handbewegung, diese Gangart, dieser Körperhaltung – sind sie alle ebenfalls nicht zurückverfolgbar? Und dann ist da noch die Frage ihrer inneren Empfindungen. Sind sie Ihnen nicht gegeben worden? Hilft Ihnen die Lektüre von Romanen nicht dabei zu wissen, wie man liebt? Wie würden Sie wissen, zu welcher Gruppe sie gehören, ohne ständig einige der kulturellen Klischees herunterzuladen, mit denen die anderen Sie bombardieren? Ohne das Verschlingen zahlloser Modemagazine, wüßten Sie, wie man einen Kuchen backt? Und was ist damit, wie Sie ein Kondom anlegen, Ihre Geliebte trösten, Ihr Haar bürsten, für Ihre Rechte kämpfen oder die richtigen Kleider auswählen? Zeitschriften helfen auch hierbei. Wenn Sie in jeder Zeitschriftenrubrik nur den bloßen »Ausdruck« irgendeiner dunklen sozialen Kraft sehen, verschwindet deren Wirksamkeit. Doch wenn Sie sich daran erinnern, daß es nichts jenseits und darunterliegend gibt, daß es keine Hinterwelt des Sozialen gibt, kann man dann nicht fairerweise sagen, daß sie einen Teil Ihrer eigenen kostbaren Intimität ausmachen?« Latour vergleicht den Habitus hier aus der Warte seiner flachen Ontologie des Sozialen eher mit einem »plug-in« (ebd.: 352ff.), das man für spezifische Anforderungen bzw. Kompetenzen downloaden und anwenden kann, wenn eine Computersoftware (das strukturalistische Element) danach verlangt. Download und Plug-in sind als Metaphern so aussagekräftig, weil die Informationstechnologien es ermöglichten »Assoziationen in einer Weise zu verfolgen, wie es bisher nicht möglich war. [...] Sie machen sichtbar, was vorher nur virtuell war. Sobald Kompetenz jedoch in Bauds und Bytes entlang von Modems und Routern gezählt werden kann, sobald sie Schicht für Schicht geschält werden kann, öffnet sie sich der Feldforschung. Jede einzelne Schicht hinterläßt eine Spur, die nun einen Ursprung hat, ein Etikett, ein Transportmittel, eine Zirkulationsbahn, manchmal sogar ein Preisschild. Dank der Informationstechnologien können wir verstehen, daß es niemals eine Frage des alles oder nichts ist, die Ausrüstung eines Menschen hervorzubringen, sondern das provisorische Resultat einer ganzen Versammlung von Plug-ins verschiedenster Herkunft.« (ebd.: 360f.) Die verkörpert und erworbenen Kompetenzen eines Akteurs – sein Habitus – sind also nicht aus einer übergreifenden Sozialstruktur (bei Bourdieu, die relative Position innerhalb sozialer Felder sowie die erworbenen Dispositionen und verfügbaren Kapitalien) herauszuschälen, sondern sind aus vielen aufeinanderfolgenden Erfahrungsschichten (nicht sozialen Schichten) eines Akteur-Netzwerks aufgebaut und vielmehr als empirisch diskret vorliegende Informationspartikel zu verstehen und zu rekonstruieren.

der Frage nachgegangen, ob dies den Akteur*innen gelingt und welche Rolle das Verhältnis von Autonomie und Kalkulation dabei spielt.

Abschließend stellt sich der metatheoretische Rahmen grafisch wie folgt dar:

Abbildung 1 Metatheoretischer Rahmen zur Erfassung gesellschaftlicher Ökonomisierungsprozesse (eigene Darstellung)

